

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

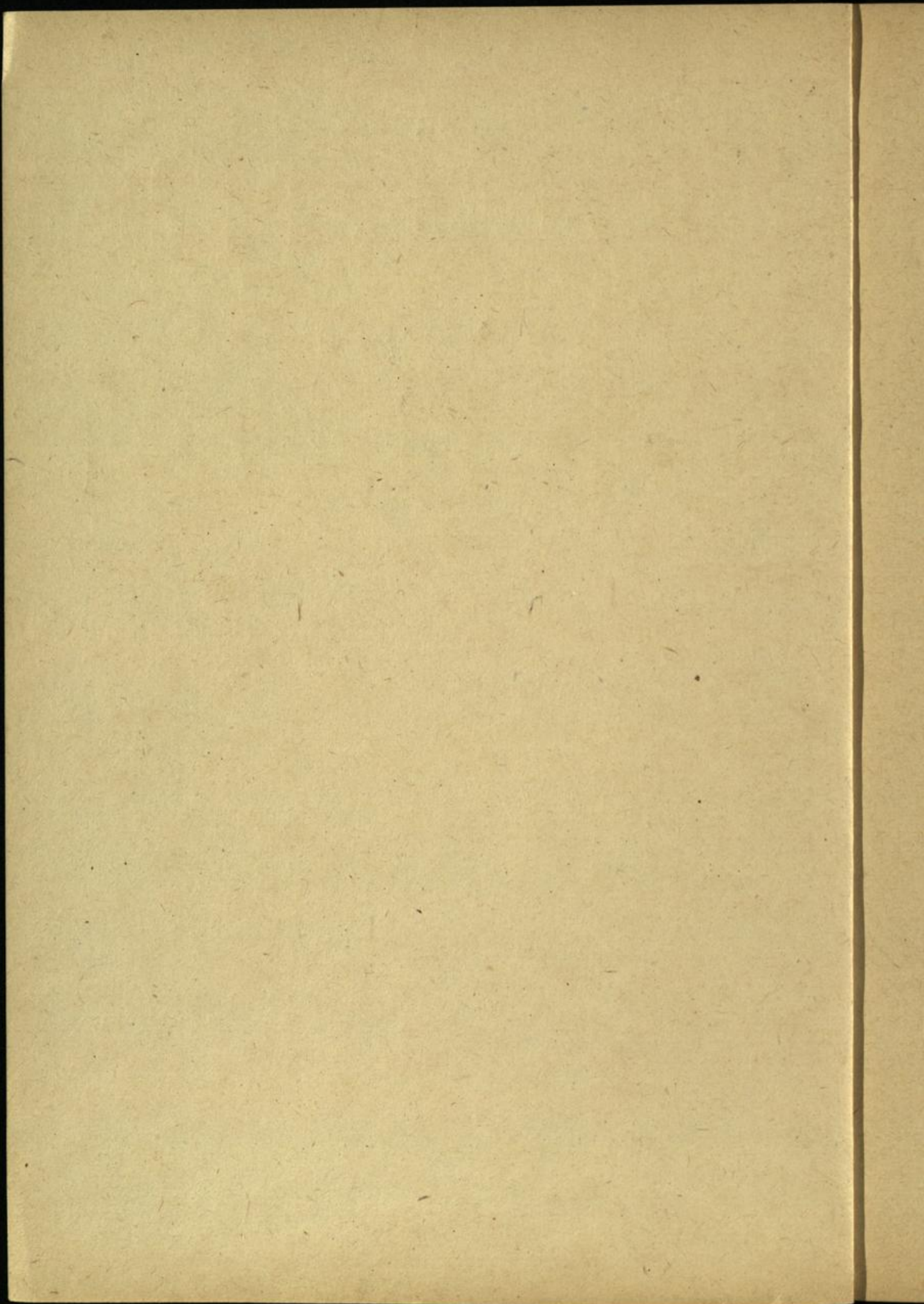
Heft 28 (1978)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196

Fontane Blätter

1978

Band 4, Heft 4
(Heft 28 der Gesamtreihe)
Artikel-Nr. 31782



1978

Band 4, Heft 4
(Heft 28
der Gesamtreihe)
Artikel-Nr. 31 782

Fontane Blätter

Inhaltsverzeichnis Heft 28

| | |
|---|-----|
| Heidemarie Kögler: Namen, Landschaft und Geschichte in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ | 262 |
| Dr. Arnold Hückstädt: Über die Beziehungen Theodor Fontanes zu Fritz Reuter und über die Pflege von Reuters Erbe in seiner Vaterstadt Stavenhagen | 282 |
| Dr. Georg von Gynz-Rekowski: „Ellernklipp“ und der Bäumlerprozeß. Neue Erkenntnisse nach dem Auffinden der Prozeßakte | 299 |
| Friedrich Fontane: Wie mein Vater starb | 315 |
| Theodor Fontane: „Die Drei-Treppen-hoch-Leute“ und „Berliner Umzug“. Zwei unvollendete Skizzen. Erneut mitgeteilt und erläutert von Dr. Joachim Krueger | 318 |
| Professor Dr. Charlotte Jolles: Würdigung des verstorbenen Fontaneforschers Dr. phil. habil. Hans-Heinrich Reuter | 321 |
| <i>Buchbesprechung:</i> | |
| Ulrike Tontsch: Der „Klassiker“ Fontane. Ein Rezeptionsprozeß. Bonn: Bouvier-Verl. Herbert Grundmann 1977. (Rezensent: Dr. Joachim Krueger) | 322 |
| Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs | 326 |
| Mitteilungen: „Entwicklung und Aufgabenstellung des Kamener Lessingmuseums – die traditionelle Lessingpflege in Kamenz.“ – „Das Hauptmann-Archiv Radebeul“ und weitere Mitteilungen für den Fontanefreund | 329 |

Heidemarie Kögler (Leipzig)

Namen, Landschaft und Geschichte in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ *

Dem aufmerksamen Leser der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ wird nicht entgangen sein, daß Fontane einige Male den Versuch unternimmt, über die Orts-, Gewässer-, Berg- und Personennamen seiner märkischen Heimat genauere Untersuchungen anzustellen. Konkreter gesagt, er ist bemüht, Aussagen über Herkunft und Bedeutung der Namen zu geben. Inwieweit entsprechen nun Fontanes Namendeutungen der Wahrheit bzw. wie weit kommen sie ihr nahe?

Da die Mark Brandenburg ein Zentrum ehemaliger slawischer Besiedlung war, spielt das Problem der deutsch-slawischen Beziehungen hierbei eine bedeutende Rolle. Verteilung, Vorkommen und Häufigkeit slawischer Namen sowie das Nebeneinanderbestehen von deutschen und slawischen Namen können wichtige Aufschlüsse über gesellschaftliche und sozial-ökonomische Verhältnisse und über Siedlungsverhältnisse und -veränderungen liefern. Damit werden siedlungs- und wirtschaftsgeschichtliche Probleme aufgegriffen und in einen neuen Zusammenhang gestellt. Das heißt, Fontane wird nicht nur als Erklärer von Namen vorgestellt, sondern ein weiteres Problem wird im Zentrum unserer Überlegungen stehen: Sind Fontanes Darlegungen über die historische Entwicklung der Mark Brandenburg wissenschaftlich haltbar, entsprechen sie den historischen Tatsachen?

Es soll im folgenden versucht werden, beide aufgeworfenen Fragen umfassend zu beantworten.

Im Zuge der slawischen Landnahme (4./5. Jhd.) wurde das Gebiet zwischen Elbe/Saale und der Oder von drei großen westslawischen Stammesgruppen besiedelt: Sorben, Obodriten und Lutizen. Bis zu ihrer Unterwerfung durch die Franken erreichten die slawischen Stämme ein relativ hohes ökonomisches Entwicklungsniveau. Diese Tatsache ignorierend wurde in der bürgerlichen Literatur im Zusammenhang mit dem Entwicklungsstand der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse von einer Minderwertigkeit der Slawen gegenüber den Deutschen gesprochen, der Slawen wurde die Fähigkeit zu nutzbringender Arbeit abgesprochen. Durch zahlreiches Belegmaterial, u. a. durch archäologische Funde, die den wirklichen Stand der Entwicklung der Slawen erkennen lassen, sind derartige nationalistische Behauptungen inzwischen widerlegt und können von bürgerlicher Seite heute weder aufrechterhalten noch vertreten werden.

Fontane lieferte mit dem Kapitel „Die Wenden in der Mark“ (im 1. Band der „Wanderungen“) einen bedeutenden Beitrag zur Geschichte des Wendentums, der entgegen allen damaligen einschlägigen Darstellungen in Heimatkalendern und Geschichtsbüchern geschrieben war.¹ Es wird ersichtlich, daß sich Fontane bei der Beschreibung deutsch-slawischer

* Diakritische Zeichen können aus drucktechnischen Gründen nicht gebracht werden.

Beziehungen weitgehend von ethnographischen Gesichtspunkten leiten ließ. Es heißt in dem Abschnitt über Lebensweise, Sitten und Tracht der Wenden: „Die Frage ist oft aufgeworfen worden, ob die Wenden wirklich auf einer viel niedrigeren Stufe als die vordringenden Deutschen gestanden hätten, und diese Frage ist nicht immer mit einem bestimmten ‚Ja‘ beantwortet worden. Sehr wahrscheinlich war die Superiorität der Deutschen, die man schließlich wird zugeben müssen, weniger groß, als deutscherseits vielfach behauptet worden ist.“²

Im folgenden liefert Fontane den Nachweis, daß die Slawen keinesfalls auf einem niedrigeren Entwicklungsniveau standen als die Deutschen. Er schreibt über ihren Häuserbau, über das Ansehen slawischer Handelsstädte, über slawische Kultur, über Bergbau, Ackerbau und den Webstuhl. Auch gegen den Vorwurf von bürgerlicher Seite, die Slawen wären falsch und untreu, wendet sich Fontane. Die Deutschen sahen ihre Haltungen und Handlungen von vornherein als gerechtfertigt an, doch offenbarte sich ihre Heuchelei mehr als einmal.³

Die kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Slawen und Deutschen begannen unter Karl dem Großen. 789 fiel ein fränkisches Heer in das Gebiet der Lutizen ein, und es begann die Unterwerfung des lutizischen Stammes. Im 9. Jahrhundert, als der Untergang des fränkischen Reiches nicht mehr aufzuhalten war, konnten sich die Slawen von der fränkischen Vorherrschaft befreien. Doch schon ein halbes Jahrhundert später betrieb Heinrich I. die energische Eingliederung der slawischen Gebiete in das deutsche Reich. Mit dem groß angelegten Feldzug von 982 begann die erste Etappe der feudalen deutschen Ostexpansion, die mit der Unterwerfung aller westslawischen Stämme endete. Das Christentum, in den Dienst der Eroberungen gestellt, sollte die Expansionspolitik rechtfertigen.

Über die Politik Heinrich I. schreibt Fontane: „Es war eine endlos ausgespinnene Kette, in der jedes einzelne Glied so Ursach wie Wirkung war. Die deutsche Grausamkeit schuf wendische Aufstände, und den wendischen Aufständen folgten erneute Niederlagen, die, von immer neuen Grausamkeiten des Siegers begleitet, das alte Wechselspiel wiederholten.“⁴

Hier schon deutet sich an, was sich in Fontanes weiterer Analyse und Darstellung als eine Tendenz abzeichnet: der ethisch-moralische Aspekt der Rolle der Gewalt in der Auseinandersetzung der Stämme und Völkerschaften. In der Grausamkeit der Deutschen sah Fontane eine wesentliche Ursache für das Ausbrechen wendischer Aufstände. Das natürlich ist gleichbedeutend mit dem Gegensatz, daß den feudalen Eroberungskriegen der Franken und Sachsen der gerechte Kampf des um seine Freiheit ringenden wendischen Volkes gegenüberstand. Wo in der deutschen Geschichtsschreibung waren bis dahin die deutsch-slawischen Beziehungen von solchem weltanschaulich-politischem Blickwinkel gesehen worden? Ohne Zweifel erschien dies zeitgenössischen bürgerlichen Berufshistorikern Grund genug, sich von Fontanes historischen Betrachtungen abzuwenden.

Der große Slawenaufstand von 983 beseitigte die deutsche Fremdherrschaft und gab den slawischen Stämmen für 150 Jahre ihre Unabhängigkeit zurück. Doch mit Beginn der 2. Etappe der Ostexpansion (1147) wurde der selbständigen Entwicklung der Westslawen ein Ende gesetzt. Es gelang den deutschen Feudalherren die allmähliche Eingliederung des slawischen Landes in ihren Staat. Deutsche Bauern begannen das slawische Gebiet zu besiedeln, doch nicht etwa, weil sie ein „Volk ohne Raum“ waren, wie es die nationalsozialistische Pseudothorie darstellte: „Mit Hilfe der deutschen Siedlungsbewegung, . . . , ist es dann gelungen, die Lage im ostelbischen Raum innerhalb eines Jahrhunderts von Grund aus umzugestalten, den Boden für das deutsche Volkstum zurückzugewinnen und zugleich die völlige Befriedigung darin zu erreichen...“⁵

Der „Boden für das deutsche Volkstum“ war allerdings nur Synonym für Macht und Reichtum der Feudalklasse. Die deutschen Bauern verließen ihre Heimat wegen der drückenden feudalen Lasten und hofften in den westslawischen Gebieten auf einen eigenen Hof und ein besseres Leben.

Die Besiedlung slawischen Landes durch deutsche Bauern wurde durch den Verrat der slawischen Feudalherren begünstigt und gefördert. Ganz von ihren Klasseninteressen beherrscht schlossen die slawischen Fürsten ein Bündnis mit der deutschen Feudalklasse und unterwarfen so die slawischen Bauern mit einer verschärften Ausbeutung und Unterdrückung. Dieser Verrat an der eigenen Nationalität kostete den Verlust der staatlichen Unabhängigkeit, der Möglichkeit einer eigenen historischen Entwicklung und der ethnischen und kulturellen Selbständigkeit.

Fontane beschreibt drei Auseinandersetzungen zwischen Slawen und Deutschen. Die Schlacht bei Lunkini (Lützen) 929 und die Schlacht am Dosafuß (Dosse) 935 wurden zu Niederlagen für die Unterdrückten. 983 fand die „Schlacht am Tangerfluß“ statt, durch deren Ausgang, wie bereits oben gesagt, die deutsche Fremdherrschaft für rund 150 Jahre beseitigt wurde. Fontane versucht, die Ursachen für den großen Wendenaufstand darzulegen. Er stößt jedoch nicht auf den Charakter der ökonomischen und politischen Verhältnisse vor, sondern verlegt die Ursachen in die subjektive Haltung des Obodritenfürhrrers Mistewoi. Hier zeigen sich offensichtlich Ansatzpunkte einer weltanschaulich-philosophischen und erkenntnistheoretischen Grenze Fontanes. Er war nicht in der Lage, von der äußeren Beschreibung subjektiver Verhaltensweisen auf innere, objektiv zugrunde liegende Umstände zu schließen, darauf, daß die „einander bekämpfenden Klassen der Gesellschaft jedesmal Erzeugnisse sind der Produktions- und Verkehrsverhältnisse, mit einem Wort, der ökonomischen Verhältnisse ihrer Epoche“.⁶

Die Rache, die Mistewoi auf Grund einer persönlichen Beleidigung seitens der Deutschen an diesen nehmen wollte, war sicher nur der Anlaß zu dem Aufstand, die Ursachen nehmen den ihnen hier zugewiesenen Platz ein. Sie spiegelten sich in der verstärkten Ausbeutung der slawischen Bauern und ihrer sich dadurch ständig verschlechternden sozialen Situation wider. Auch die Kompromißbereitschaft der slawischen

Fürsten, die ihnen persönlichen Vorteil verschaffen sollte, spielte eine nicht zu unterschätzende Rolle. (Mistewoi hatte bereits das Christentum angenommen, trat aber nach der Beleidigung wieder zum heidnischen Glauben über.) Diese schwankende Haltung der slawischen Fürsten kennzeichnete ihre gesamte Politik während der Zeit der Ostexpansion. Als Ausbeuterklasse „verkauften“ sie sich an den deutschen Adel, sobald es um die Niederhaltung der eigenen Bauern ging.

So, wie Fontane derartige sozialökonomische Wurzeln und Ursachen nicht erkannte, vermochte er auch nicht, das Wesen der zweiten Etappe der Ostexpansion richtig zu erfassen und darzustellen. Er spricht z. B. davon, daß sich die Wendenstämme untereinander aufrieben und uneins waren durch die ständig wirkende Macht des Christentums. An den Besitz von Brennabor (Brandenburg) knüpfte sich die Frage, wer im Lande herrschen sollte. Mit der Eroberung von Brandenburg 1157 durch Albrecht den Bären wurde diese Frage zugunsten der Deutschen entschieden. Fontane ging an dieser Stelle nicht konkret genug auf die deutsche Besiedlung des wendischen Landes und die daraus resultierenden Konflikte und neuen Beziehungen ein. Diese Veränderungen der Situation gehen aus dem Nachfolgenden zwar hervor, ihnen wird aber nicht der entsprechende Rang zuerkannt.

Im Laufe der Zeit trat eine allmähliche Vermischung der slawischen und deutschen Bevölkerung ein. Wie läßt sich heute die Existenz slawischer Bevölkerungsteile in den neugegründeten bzw. neubesiedelten Orten nachweisen? Es sind im wesentlichen vier Merkmale, bei deren Auftreten slawische Einwohner anzunehmen sind:

- das Auftreten von ostdeutschen Kietzen als einer slawischen Dorfform
- Dörfer, die in Urkunden als „villae slavicales“ erwähnt werden
- der slawische Scheffel als Maßeinheit
- das Auftreten von slawischen Münzen

Hier ergibt sich nun auch ein Ansatzpunkt für die Namenforschung, die anhand der Orts- und Flurnamen das Aufgehen der Slawen in die deutsche Bevölkerung nachvollziehen kann und damit gleichzeitig einen Beitrag für die Wirtschafts- und Sozialgeschichte im Raum von Brandenburg leistet.

Das Auftreten slawischer Ortsnamen ist aber allein kein sicherer Beleg für das Vorhandensein bzw. längere Fortbestehen slawischer Bevölkerungsteile. Dazu sind neben der Erforschung von Herkunft und Bedeutung der Namen vor allem Untersuchungen der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Verhältnisse nötig.

Was sagte nun Fontane über den Verbleib der Wenden? „Sie wurden keineswegs mit Stumpf und Stiel ausgerottet, sie wurden auch nicht einfach zurückgedrängt bis zu Gegenden, wo sie Stammesgenossen fanden, – sie blieben vielmehr alle oder doch sehr überwiegenden Teils im Lande und haben in allen Provinzen jenseits der Elbe unzweifelhaft jene Mischrasse hergestellt, die jetzt die preußischen Provinzen bewohnt.“⁷

Hier deutet Fontane sachlich und objektiv den Prozeß des Aufgehens der Slawen in die deutsche Bevölkerung an.

Im 14./15. Jahrhundert machte sich in der Mark Brandenburg ein starker Bevölkerungsrückgang bemerkbar, der nur im Zusammenhang mit der allgemeinen ökonomischen Lage in Deutschland zu erklären und zu verstehen ist. Durch die einsetzende Agrarkrise kam es zu einer spürbaren Verschlechterung der Situation der Bauern wie die der Feudalherren. Durch schlechte Bodenbewirtschaftung infolge verstärkter Ausbeutung sank die Produktivität des Bodens von Jahr zu Jahr, und vielfach waren die Bauern zur Aufgabe ihrer Felder und zur Übersiedlung in die Stadt gezwungen (Landflucht). Erst an der Wende zum 16. Jahrhundert wurden die alten Wüstungen⁸ neubesiedelt. Die adligen Grundherren strebten die Errichtung großer Eigenwirtschaften an, wodurch sie eine stärkere Bindung der Bauern an die Feudalherren und gleichzeitig eine Stabilisierung ihrer Machtstellung gegenüber den Bauern erreichten.

Fontane gab über die Zeit nach der Ostexpansion kein derartiges umfassendes Bild von der Geschichte der Mark wie vorher. An einzelnen Stellen lassen sich allgemeine Entwicklungstendenzen der nachfolgenden Epoche ablesen, aber ein genaues und tiefes Eindringen in die Geschichte findet man, von Ausnahmen abgesehen, jetzt bei adliger Familienhistorie. Es soll dennoch versucht werden, die Geschichte der Mark Brandenburg auch aus dem Blickwinkel Fontanes weiter zu verfolgen.

Im Kapitel „Burg und Jagdhaus Bötzw von 1200–1650“ (Havelland) schreibt Fontane: „Das Elend des Landes stand damals auf seiner Höhe; wie ein hingeworfener Fetzen lag es da, von dem jeder Nachbar, ja jeder ehrgeizige Vasall im Lande selbst, glaubte nehmen zu dürfen, was ihm gut erschien.“⁹ Gemeint ist die Zeit um 1402, die Zeit der „negativen Siedlungsperiode“, der Agrarkrise, der Landflucht. Wieder beschreibt Fontane nur die Erscheinungen, das Wesen dieses Elends bleibt ungenannt.

Um die Darstellung lückenlos fortsetzen zu können, muß ein Aufsatz Fontanes herangezogen werden, der nicht in die „Wanderungen“ aufgenommen wurde: „Die Mark und die märkischen Kriegsobersten zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges“. Es geht um Fontanes Verständnis der preußischen Geschichte, die seiner Meinung nach mit dem Regierungsantritt des Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1640 ihren Anfang genommen hat. Zunächst gibt Fontane ein Bild der Mark vor und während des Dreißigjährigen Krieges: „Mark Brandenburg war damals der wenigst glänzende Edelstein in der deutschen Krone; wir besaßen weder Schönheit der Natur noch Hoheit der Sitten, weder Hervorbringung der Kunst, noch Liebenswürdigkeit der Menschen; nichts hatten wir, auch nicht einen Mann, durch den wir für Gesamtdeutschland ein Glück, ein Segen, ein Muster gewesen wären. Mark Brandenburg war der letzte in der Klasse: unmanierlich, malpropre, faul.“¹⁰

Erst der Dreißigjährige Krieg legte nach Fontanes Meinung in den einzelnen Männern das Fundament für das Kommende, für den brandenburgisch-preußischen Staat, der sich durch seine militärische Stärke

auszeichnete. Diese zunächst positive Einstellung zum Militarismus nahm Fontane bereits am Ende der „Wanderungen“ zurück, wie sich überhaupt seine Einstellung zum Preußentum änderte. Der Aufsatz wurde wohl aus diesem Grunde nicht in die „Wanderungen“ aufgenommen.

Kurz vor Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges fiel Preußen als polnisches Lehen an Brandenburg. Seit 1626 wurde das Land in die unmittelbaren Kriegsereignisse einbezogen, und durch die hinhaltende Neutralitätspolitik des damaligen Kurfürsten Georg Wilhelm (1619–1640) blieb es 15 Jahre ununterbrochener Schauplatz kriegerischer Handlungen. Erst mit dem Regierungsantritt des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm im Jahre 1640 wurde langsam eine Normalisierung der Lage spürbar. Trotz der hohen Verluste und der schweren Verwüstungen war Brandenburg eines der wenigen Länder, die am meisten Vorteil aus dem Krieg zogen. Brandenburg-Preußen konnte 1648 seinen Besitzstand nahezu verdoppeln und hatte sich ökonomisch sehr zu seinem Vorteil entwickelt. Wollte es auch politisch eine führende Rolle in Deutschland einnehmen, war die Brechung der ständischen Vormachtstellung eine wesentliche Voraussetzung. Nach Beendigung des Krieges konnte sich Friedrich Wilhelm gegen die Stände durchsetzen, blieb aber dennoch den Adelsinteressen auf das engste verbunden, denn die Junker waren seine größte ökonomische Stütze. Der sogenannte Große Kurfürst legte den Grundstein für den absolutistischen brandenburgisch-preußischen Militärstaat. Bei seinem Tode war das stehende Heer 31 000 Mann stark.

Die brandenburgischen Kurfürsten erlangten 1701 die preußische Königskrone. Die politischen Hintergründe werden von Fontane im ersten Band „Die Grafschaft Ruppin“ erörtert. Durch den Vertrag von Labiau 1656 war Brandenburg für „ewige“ Zeit an Schweden gekettet. Es bildete sich eine antischwedische Liga, der sogenannte Fünf-Mächte-Bund, dem neben Brandenburg noch Österreich, Polen, Dänemark und Holland angehörten. 1659 fand die entscheidende Auseinandersetzung mit den Schweden statt, bei der unter Führung des märkischen Generals Albrecht Christoph von Quast der vernichtende Schlag gegen das schwedische Heer geführt wurde.¹¹ Brandenburg erhielt die volle Souveränität über Preußen und damit die Möglichkeit für die Erlangung der Königskrone.

1740 wurde Friedrich II., der Sohn Friedrich Wilhelm I., König von Preußen. Seine Politik lief auf die allseitige Stärkung des junkerlichen Militärstaates hinaus. Er verfolgte zur Durchsetzung seiner Ziele eine aggressive Außenpolitik. Für Veränderungen im Land selbst kam es ihm v. a. auf die Vergrößerung der Einwohnerzahl an. Im Dezember 1740 wurde eine Weisung über die Herbeiziehung Fremder aller Gattungen und Charaktere erlassen. Menschen aus ca. 40 verschiedenen Gebieten siedelten sich in der Mark Brandenburg an. In diesem Zusammenhang sind auch die großen Meliorationen zu dieser Zeit zu sehen. Um unkultiviertes Land für die neuen Bauern urbar zu machen, wurden das Oderbruch, Netzebruch, Warthebruch, das Rhin- und Dosseluch trockengelegt.

Die neuen Siedler schlossen sich zu Kolonien zusammen. Ihnen wurden zahlreiche Unterstützungen gewährt, und sie hatten weniger bzw. nicht

so strenge Pflichten wie die alteingesessenen Bauern und entschieden mehr Rechte. So erhielten sie z.B. Unterstützung beim Häuserbau, mußten keinen Zwangsgesindedienst leisten und waren bis in die dritte Generation vom Militärdienst befreit.

Fontane verfolgt im zweiten Band „Das Oderland“ die Meliorationsarbeiten im Land. Schon unter dem Kurfürsten Johann Georg wurden 1593 Versuche zur Eindeichung des linken Oderufers vorgenommen, aber 1613 brach der Fluß von neuem durch. Auch unter Friedrich Wilhelm gelangen die Absichten nicht völlig, nur kleinere Landstriche konnten trockengelegt werden. 1736 beauftragte Friedrich Wilhelm I. den Kriegsrat Haerlem, ein Gutachten anzufertigen, in dem die Eindeichung des gesamten Oderbruches zu untersuchen war. Das Gutachten fiel positiv aus, nur würden die Arbeiten langwierig und kostspielig werden. Friedrich Wilhelm I. überließ die Angelegenheit seinem Sohn. Ein neues Gutachten wurde angefertigt, das drei Hauptpunkte enthielt:

1. der Oder einen schnellen Abfluß zu verschaffen
2. die Oder mit tüchtigen Dämmen einzufassen
3. die Binnenwasser aufzufangen und abzuführen.¹²

Die Arbeiten dauerten von 1746 bis 1753. Es wurden 130 000 Morgen Land gewonnen, auf denen 1300 Familien in 43 Kolonistendörfern angesiedelt wurden. Aber vor der Besiedlung stand die Frage: woher die Menschen dazu nehmen? Der König ließ eine „Kommission zur Herbeischaffung von Kolonisten“ gründen.

„... und diese Kommission ließ durch alle preußischen Gesandtschaften ‚fleißige und arbeitsame Arbeiter‘ zum Eintritt in die preußischen Staaten einladen. Diese Einladungen hatten in der Tat Erfolg; an Versprechungen wird es nicht gefehlt haben.“¹³

Die neu angesiedelten Menschen hatten etliche Vergünstigungen gegenüber der einheimischen Bevölkerung. Fontane führt einige dieser Vorteile auf: 15 Jahre waren die Kolonisten frei von allen Lasten, bis in die dritte Generation gab es keine Einziehung zum Militärdienst, freie Religionsausübung wurde garantiert, Schulen wurden gebaut, wo man kostenlos Unterricht erteilte. Bis in kleinste Einzelheiten schildert Fontane diese Epoche der Entwicklung Brandenburgs. Die Richtigkeit der historischen Fakten wird keineswegs bezweifelt, dennoch erscheint Fontanes ideologische Haltung auch hier kritikwürdig. Fontane überschätzt die Rolle der Persönlichkeit im historischen Entwicklungsprozeß. Die ökonomischen Klasseninteressen sind in allen Gesellschaftsformationen die grundlegenden Triebkräfte des politischen Willens und Handelns der Gesellschaft. Von diesen Interessen wurden auch die Handlungen der Könige bestimmt. Im Mittelpunkt der Politik Friedrich II. (wie auch aller anderen preußischen Könige) stand die Stärkung des preußischen Staates nach innen und außen. Im internationalen Maßstab sollte Brandenburg-Preußen bald eine führende Rolle spielen, aber dazu war es nötig, die Zustände im Land selbst zu verbessern.

Fontanes Ausführungen über Geschichte und Entwicklung der Mark Brandenburg lassen Ansätze eines wissenschaftlichen historischen Den-

kens erkennen. Doch um Fontane als Historiker anzuerkennen oder abzulehnen, muß eine genauere Beschäftigung mit dem Wesen der „historischen Tatsache“, dem wichtigsten Gegenstand des Historikers, und den Aufgaben des Historikers erfolgen. Für den Materialisten ist die historische Tatsache „Teilchen des objektiven gesellschaftlichen Lebens wie jede andere gesellschaftliche Erscheinung“¹⁴. Historische Tatsachen vermitteln Erkenntnisse über den Entwicklungsstand in einem bestimmten Lebensbereich der untersuchten Periode und charakterisieren die erreichte Entwicklungsstufe der gesamten Gesellschaft. Es wird hier an die Auffassung von der historischen Tatsache als einer „wissenschaftlichen Konstruktion“¹⁵ angeknüpft. Diese Meinung beinhaltet, daß die Aufgabe des Historikers nicht in einer flachen empiristischen Beschreibung historischer Daten bestehen kann. Sie soll neben dem Heraussuchen von Fakten aus einem Überfluß oder Mangel an Quellenmaterial im Aufdecken und Untersuchen der objektiven Gesetzmäßigkeiten des historischen Entwicklungsprozesses realisiert werden.

Mit diesem Maßstab gemessen tragen Fontanes Arbeiten den Charakter einer Sammlertätigkeit. Sein bemerkenswertes Verdienst besteht darin, den Historikern Details in die Hand gegeben zu haben, die ihnen viele Nachforschungen erleichtern oder ersparen. Man kann den Standpunkt vertreten, Fontanes Bemühungen nicht als exakte historisch-wissenschaftliche Analysen zu betrachten, sondern als Fundus empirischer Untersuchungen und Zuarbeiten für den Historiker anzusehen.

Davon ausgehend, daß Fontane selbst nicht streng historisch forschen wollte, daß er nie den Anspruch erhob, als Historiker zu gelten, sondern daß er die Gegenwart vor einem historischen Hintergrund darzustellen beabsichtigte, lassen sich seine empirischen Beschreibungen richtig einschätzen. Es sollte aber, ohne Berücksichtigung der Absichten Fontanes, sein Beitrag für die Geschichtswissenschaft geklärt werden. Warum gab Fontane trotz seiner Ansätze zu wissenschaftlicher Tätigkeit keine durchgängig richtige Darstellung der historischen Verhältnisse? Eine der wichtigsten Ursachen ist sicher in Fontanes Grenzen als bürgerlich-kritischer Realist zu suchen. Aus der bürgerlichen Klasse stammend, diese zwar verachtend, aber zwischen den Klassen stehend, vermochte er nicht, zu einer konsequent materialistischen und dialektischen Geschichtsauffassung vorzustoßen. Seine Haltung ist Ausdruck einer Zeit, in der das Bürgertum seinen historischen Anspruch auf Führung der Nation bereits zu verlieren begann, aber das moderne, aufstrebende, sich zur Klasse erhebende Proletariat zur politischen Führung subjektiv noch nicht fähig war. Das berücksichtigend haben die Bemühungen Fontanes um die Darstellung der brandenburgischen Geschichte bei uns ihren gültigen Platz erhalten.

Im folgenden wollen wir auf die Namen in den „Wanderungen“ eingehen. Wie bereits erwähnt, legte Fontane zu etlichen Namensentstehungen und -bedeutungen seine Meinung dar, nicht in jedem Fall richtig und nie mit dem Anspruch, wissenschaftliche onomastische Analysen zu

liefern. Er ging von seinen Eindrücken, Empfindungen und Vorstellungen aus, gab Berichte aus Chroniken und Kirchenbüchern oder von Bewohnern Erzähltes wieder, schloß von der Lautgestalt auf die Bedeutung und Herkunft des Namens, stellte Vergleiche zu Namen anderer Gebiete her, enthielt sich einer konkreten Stellungnahme und gelangte auf Grund vorhandenen Quellenmaterials und eigenen Nachforschungen teils zu wissenschaftlich richtigen Ergebnissen. Die bei Fontane auftauchenden Namen lassen sich in drei Gruppen untergliedern: Siedlungsnamen, Flurnamen, Personennamen.

1. Siedlungsnamen

Siedlungsnamen sind im weitesten Sinne Bezeichnungen für menschliche Ansiedlungen. Sie sind Ergebnisse des gesellschaftlichen Bedürfnisses, einen bewohnten Ort zu bezeichnen. Dieses Bedürfnis fand entsprechend dem Entwicklungsstand der Produktivkräfte seine unterschiedliche Ausprägung. Bei den von Fontane untersuchten Namen wird deutlich, daß die deutsch-slawische Nachbarschaft einen großen Einfluß auf die Namensgebung im brandenburgischen Raum ausübte und Analysen sich oftmals schwierig gestalten.

Als erstes folgt eine Gruppe von Namen, bei der es Fontane gelingt, auf Grund genauer Sachkenntnis bzw. ausreichender Quellennachweise die Bedeutung und Herkunft der Namen richtig zu erklären und zu erfassen.

Friedrichsfelde

„Friedrichsfelde war bis zum Jahre 1700 gar kein Friedrichsfelde, sondern führte statt dessen den poetischen, an Idyll und Schäferspiel mahnenden Namen Rosenfelde.“¹⁶ Der Ort gelangte unter landesherrschaftlichen Besitz und man nannte ihn ab 1700 Friedrichsfelde. -felde deutet auf eine typisch deutsche Namensbildung hin.

Gentzrode

Fontane schreibt über die Namensgebung:

„Dieser sehr anfechtbare Name ‚Gentzrode‘ war das Resultat langen Suchens, was man ihm auch leider anmerkt. Alexander Gentz hatte ‚Helenenhof‘ vorgeschlagen, in Huldigung gegen seine Frau Helene, was, wenn angenommen, durchschnittsmäßig, aber wenigstens richtig gewesen wäre. Man war jedoch mit dem Einfachen und Natürlichen nicht zufrieden und forschte nach etwas Besserem. Unter denen, die befragt wurden, war natürlich auch Wilhelm Gentz, damals in Paris, der nicht säumte, unter seinen Freunden und Kunstgenossen eine Art Preisaus-schreiben zu veranstalten. Henneberg, dem in seiner Eigenschaft als Braunschweiger die ‚rodes‘ nahe lagen, verfiel auf ‚Gentzrode‘, was sofort jubelnd begrüßt und auch in Ruppín vom alten Gentz angenommen wurde. Meinem Ermessen nach jedoch ist es, um es zu wiederholen, ein so schlecht gewählter Name wie nur irgend möglich, weil in zwiefacher Beziehung verwirrend. Erstlich gab es auf den Kahlenbergen überhaupt nichts zu ‚roden‘; gerodet kann immer nur da werden, wo Wald ist, und

nicht auf einer Sanddüne. Was aber fast noch schlimmer ist, ist das, daß jeder, der den Namen hört, Gentröde da suchen wird, wo die ‚rodes‘ zu Hause sind, also im Harz, nicht aber im Ruppinschen. Eine solche willkürliche Namensgebung ist, auf geographische Orientierungen angesehen, nicht viel besser als ein falscher Wegweiser.“¹⁷

Dieser Namensklärung ist vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt aus kaum mehr hinzuzufügen. Es muß noch erwähnt werden, daß Gentröde heute nicht mehr existiert, der Ort wurde in den 50er Jahren der Stadt Neuruppin eingemeindet.

Glindow

Über die Bedeutung des Namens herrschen unterschiedliche Auffassungen vor. Fontane verweist auf den guten Lehmboden und die Ziegeleien im Dorf und leitet den Namen von slawisch *glin*, „Lehm“ ab.¹⁸

Förstemann schreibt, daß Brückner *glinde* von altslawisch *glin*, „Lehm“ herleitet, da dort die besten Ziegeleien der Umgebung zu finden sind. Er selbst meint, daß *glind* = mnd. Umzäunung, Lattenzaun, d. h., der Ortsname wäre deutschen Ursprungs (Förstemann II. 1, S. 1067).

Auch Bach gibt für mnd. *glind*, „Umzäunung, Lattenzaun auch das eingezäunte Gelände“ an, erwähnt Ortsnamen wie *Glinde*, *Glintfeld(en)*, aber nicht *Glindow* (Bach, II. 1, S. 398, § 375).

Trautmann leitet *Glindow* von slawisch *glin*, „Lehm“ ab, verweist auch auf die mehrfach auftauchenden Namen mit *glin-* in Gegenden mit Lehmboden (z. B. *Glienicke*, *Glien*). (Trautmann, II, S. 11.)

Die Auffassung, daß *Glindow* von *glin* hergeleitet ist, erscheint richtiger, da Lehmboden, Ziegeleien, andere Ortsnamen mit *glin-* in lehmreicher Gegend und die slawische Endung *-ow* für den slawischen Ursprung des Namens sprechen.

Kienbaum

Fontane schreibt, daß der Ort sicher nach einer alten Kiefer, die in der Mitte des Dorfes stand, benannt worden ist. Der alte Kienbaum war das Wahrzeichen des Ortes, wurde aber gefällt.¹⁹

Es gibt keinen Grund, diese Erklärung des Namens anzuzweifeln.

Quilitz (Neu-Hardenberg)

Nach Fontane wurde *Quilitz* im November 1814 dem Fürststaatskanzler von Hardenberg als Detonationsgut verliehen. Seitdem heißt *Quilitz Neu-Hardenberg*.²⁰

Der ehemalige slawische Name verschwand, an seine Stelle trat ein deutscher.

Rheinsberg

Fontane erklärt den Namen im Zusammenhang mit dem Flußnamen *Rhin*: „Der Fluß ist der *Rhin*. Er kommt von *Rheinsberg* (*Rhinsberg*) her... Hier streift er, wie sein berühmter hochdeutscher Namensvetter der *Rhein*,...“²¹

Rheinsberg ist offensichtlich die hochdeutsche Lautung zum niederdeutschen *Rhinsberg* (im Niederdeutschen fand keine Diphthongierung statt).

Der Flußname Rhin blieb in der niederdeutschen Lautung erhalten, sicher um Verwechslungen mit dem Rhein zu vermeiden.

Bei der folgenden Gruppe verhält sich Fontane zu den ihm bekannten Namensklärungen skeptisch, kann aber selbst keine eindeutigen Lösungen finden, da ihm offensichtlich sichere Hinweise und Quellen fehlten.

Baumgartenbrück

„Dies Baumgartenbrück wird schon frühe genannt und bereits im 12. Jahrhundert findet sich eine Burg Bomgarde oder Bomgard verzeichnet, ein sonderbares Wort, in dem unsere Slawophilen, nach Analogie von Stargard, Belgard, eine halbwendische Bezeichnung haben erkennen wollen.“²²

Fontane zweifelt am slawischen Charakter des Namens, der auch keine derartigen Elemente erkennen läßt.

bom = ahd. boum, „Baum“ (Förstemann, II, 1, S. 377)

gard = ahd. gart, asächs. gard, „eingefriedetes Grundstück, der Garten“

„als letzten Teil finden wir dieses Wort in folgenden Namen:
... Bomgard... (Förstemann, II, 1, S. 1012–1013)

Baumgarten würde dann eventuell auf Obstanbau hinweisen. Das Brück kam hinzu, nachdem eine Zugbrücke für Schiffe über die Havel gebaut worden war. Es kann als Ausdruck des Wirtschaftslebens, der Produktivkraftentwicklung aufgefaßt werden.

Freienwalde

Fontane spricht von Streitigkeiten um die Orthographie des Namens, aus der sich unterschiedliche Bedeutungen ableiten:

entweder – Freienwalde von frei im Walde

oder – Freyenwalde von Freya im Walde

(In der Nähe des Ortes wurde auf dem Ruinenberg ein verschüttetes Gemäuer entdeckt, das für den ehemaligen Freyatempel gehalten wurde.)²³

Die Schreibung Freienwalde setzte sich durch, es blieb die Sage vom Freyatempel.

ahd., andd. fri (frîg), „unabhängig, selbständig“

(Förstemann, II, 1, S. 940)

-walde, auf -walde wurden häufig deutsche Siedlungsnamen in Ostdeutschland gebildet (Bach, II, 1, S. 371, § 362)

Küstrin

ein slawischer Name, der aus der Pflanzenwelt stammt

polab.-pomoran. 'koters', „Trespe“

altes 'kosterina' bzw. 'kosterin' (Trautmann, II, S. 49 f)

Fontane schreibt über die Namensbedeutung:

„Über die Bedeutung des Namens fabeln die Chronisten in gelehrten Streitigkeiten; ich meinerseits begnüge mich mit dem Tatsächlichen, daß Küstrin um die Wende des Jahrtausends ein slawisches Fischerdorf, um 1200 ein oppidum oder Flecken, und um 1300 ein civitas oder Stadt war.“²⁴

Er versucht selbst nicht, eine Namensklärung abzugeben, da er offenbar über kein bzw. ungenügendes Quellenmaterial verfügte.

Werneuchen (bd. 4, S. 191)

Fontane berichtet über Streitigkeiten um die Herkunft des Namens: eine Partei behauptete, der Name käme von Bernau und hätte folgende Entwicklung genommen: Bernau-Klein-Bernau – Bernäuchen – Werneuchen, die andere ging von Warnow aus, dem Klein Warnow – Warnowichen – Werneuchen gefolgt sein sollen.²⁵

Ob die Entwicklung tatsächlich so verlaufen ist, bleibt dahingestellt, der richtige Ansatzpunkt ist Warnow.

polab.-pomoran. 'varn, „Rabe“, 'varna „Krähe“

daraus altes 'varnov (Trautmann, II, S. 64)

Lehnin

Fontane erklärt die Namenbildung und -bedeutung nach einer brandenburgischen Chronik, wo der böhmische Schriftsteller Pulkava die Sage von der Entstehung des Klosters Lehnin erzählt:

„Otto I., der Sohn Albrechts des Bären, jagte einen Tag lang in den dichten Waldrevieren der Zauche, und warf sich endlich müd und matt an eben der Stelle nieder, wo später Kloster Lehnin erbaut wurde. Er schlief ein und hatte eine Vision. Er sah im Traum eine Hirschkuh, die ihn ohne Unterlaß belästigte. Endlich ergriff er Pfeil und Bogen und schoß sie nieder. Als er erwachte und seinen Traum erzählte, drangen die Seinen in ihn, daß er an dieser Stelle eine Burg gegen die heidnischen Slawen errichten sollte; – die andrängende, immer lästiger werdende Hirschkuh erschien ihnen als ein Sinnbild des Heidentums, das in diesen Wäldern und Sümpfen allerdings noch eine Stätte hatte... Markgraf Otto aber gab dem Kloster(das an dieser Stelle gegründet wurde – d. Verf.) den Namen Lehnin, denn Lanje heißt Hirschkuh im Slawischen.“²⁶

Fontane drückt zu dieser Namensklärung weder Zustimmung noch Ablehnung aus, er verhält sich neutral.

nach Trautmann: Lehnin aus altem 'Leñin zum Zunamen po. Leń, „Faulpelz“ (Trautmann, I, S. 92)

Die slawische Herkunft des Namens ist also erwiesen, doch ist die Bedeutungserklärung nach der Sage sehr anzuzweifeln.

Bei den folgenden zwei Namen begeht Fontane den Fehler, der bei Namendeutungen ohne Hinzuziehen historischer Quellen und wissenschaftlicher Analysen häufig anzutreffen ist: es wird versucht, zwischen Lautgestalt und Bedeutung vom bloßen Klang her abzuleiten. Dieses Vorgehen führt oftmals zu falschen Schlußfolgerungen über Historie und Realität (vgl. Molchow), und kann nur in vereinzelt Fällen (wie bei Lindow z. B.), wo der Zusammenhang zwischen Klang und Bedeutung beinahe auf der Hand liegt, zu richtigen Ergebnissen führen.

Lindow

„Lindow ist so reizend wie sein Name. Zwischen drei Seen wächst es auf und alte Linden nehmen es unter ihre Schatten.“²⁷

Offenbar sieht Fontane einen Zusammenhang zwischen den Linden und dem Namen des Ortes, der auch tatsächlich besteht.

ahd. *linda, linta*, „die Linde“

(Förstemann, II, 2, S. 77)

Die Endung *-ow* läßt auf eventuell vorhandene slawische Bevölkerungsteile schließen, auf jeden Fall auf einen Slawisierungsprozeß, dem der Name unterlag.

Molchow

Fontane schreibt über den Ort:

„alles hell und licht, im rechten Gegensatz zu Molchow, das mit seinem finster anklingenden Namen an alle Schrecken des Schillerschen Tauchers mahnt.“²⁸

Hier läßt sich Fontane in einer bei ihm doch häufiger anzutreffenden subjektivistischen Art und Weise der Analyse und Darstellung offensichtlich vom bloßen Klang des Namens leiten und mag an folgende Zeilen aus Schillers „Taucher“ gedacht haben:

„Wie's, von Salamandern und Molchen und Drachen
sich regt in dem furchtbaren Höllenrachen.“²⁹

Molchow ist entstanden aus altem

*Malachov und *Malechov (Kosenamen)

(Trautmann, I, S. 102)

Die beiden letzten Namen werden von Fontane nicht richtig erklärt. Bei Buckow läßt er sich spontan von seinen Empfindungen leiten; die seiner Meinung nach slawische Herkunft von Brandenburg resultiert aus nicht genügender Geschichts- und Quellenkenntnis des Namens.

Buckow

Fontane beschreibt seine Empfindungen beim Hören des Namens:

„Buckow hat einen guten Klang hierzuland . . . , und bei bloßer Nennung des Namens steigen freundliche Landschaftsbilder auf: Berg und See, Tannenabhänge und Laubholzschluchten, Quellen, die über Kiesel plätschern, und Birken, die vom Winde halb entwurzelt, ihre langen Zweige bis in den Waldbach niedertauchen.“³⁰

Einen Zusammenhang mit der wirklichen Bedeutung sieht Fontane offenbar nicht.

ein typisch slawischer Name

Ortsname abgeleitet aus der Pflanzenwelt

polab.-pomoran. *buk, „Buche“ (Trautmann, II, S. 39)

Brandenburg

Von Fontane als Wendenfeste mit dem slawischen Namen Brennabor gedeutet.

Die Sprachwissenschaftler sind unterschiedlicher Meinung:

„G. Hey erklärt Br. an der Havel aus slav. *braň*, wehr, *branaňe*, die Leute von der Wehrfeste. Dies slavische Wort wäre dann von den Deutschen angepaßt an das bekannte *brand*, Schwert, wozu ags. *brant*, erhaben, hoch.“ (Förstemann, II, 1, S. 567)

Bach (II. 2, S. 206, § 500) erklärt Brandenburg als Name deutscher Herkunft, nicht als slawisches Wort.

Nach J. Herrmann ist Brandenburg in vorslawischer Zeit entstanden.³¹ Der Name stammt aus altgermanischer Zeit, wurde von den Slawen übernommen und ihrer Lautung angepaßt (Brennabor), so daß der Irrtum, der Name sei slawischer Herkunft, leicht entstehen konnte.

Wie aus den Untersuchungen deutlich wird, gelangt Fontane bei den deutschen Namen häufiger zu richtigen Ergebnissen als bei den slawischen. Das läßt sich daraus erklären, daß für die Deutung der slawischen Namen gründliche Kenntnisse der slawischen Sprache und ihrer Veränderungen erforderlich sind, über die Fontane nicht verfügte. Aus diesem Grunde wird er an Erklärungen slawischer Namen selbst nur mit Vorbehalten gegangen sein. Wiederum wird ersichtlich, daß ohne genaue Kenntnis der Sprache, ohne exakte Quellennachweise und historisches Material sowie ohne Berücksichtigung der landschaftlichen Umgebung und der gesellschaftlichen Verhältnisse keine wissenschaftlich haltbaren Bedeutungsinhalte von Namen entwickelt werden können und Irrtümer verschiedener Tragweite leicht möglich sind.

2. Flurnamen

Unter Flur werden verschiedenartige Einheiten der Landschaft verstanden. Flurnamen benennen nicht nur Teile des kultivierten Landes, sondern und v. a. Berge, Täler, Gewässer, Wälder u. ä., also nicht bewohnte Örtlichkeiten. Sie können aus einmalig gegebenen Beziehungen zwischen dem zu benennenden Gegenstand und dem Namengeber entstehen, und sich beim Wandel dieser Beziehungen ebenfalls ändern.

Die ursprünglichsten Formen der Flurnamen sind vom marxistisch-leninistischen Standpunkt aus auf einem bestimmten ökonomischen Entwicklungsniveau der Gesellschaft, v. a. in der Agrarproduktion, entstanden, wo das praktische Bedürfnis der Menschen nach Benennen von Erscheinungen der objektiven Realität entsprechend diesem Entwicklungsniveau und der landschaftlichen Umgebung vorlag, wo die Unterscheidung unbewohnter Örtlichkeiten auf Grund der Vielfalt natürlicher und gesellschaftlicher Verhältnisse nötig wurde. Bei der Erforschung der Flurnamen eines bestimmten Gebietes müssen dementsprechend neben landschaftlichen auch ökonomische, historische, naturgeschichtliche, sprachliche und geographische Aspekte berücksichtigt werden.

Wie ging nun Fontane an die Untersuchung der Flurnamen in den „Wanderungen“ heran? Die folgenden Beispiele sollen dies verdeutlichen.

Galgenberge

Fontane hält es für möglich, daß auf diesem Berg im Mittelalter wahrscheinlich Todesurteile durch Erhängen vollstreckt wurden. Daher der Name.

Das Wort „Galgen“ erscheint in vielen Flurnamen und deutet mit großer Sicherheit auf Strafvollzug hin.

(Bach, II. 2, S. 408, §381/382)

Zwischen dem Namen und seiner Bedeutung besteht eine eindeutige Beziehung, so daß eine Erklärung des Namens relativ leicht zu finden ist.

Kahlenberge

sandige, dünenartige Hügelkette zwischen Ruppin und Rheinsberg
„Sand und wieder Sand, von nichts unterbrochen als von einem gelegentlichen Büschel Strandhafer und jenen nestartigen Löchern, die vordem hier zahlreiche Krähen aufzukratzen pflegten.“³²

Ein Flurname, der offensichtlich genau der Natur entsprechend gegeben wurde.

Kahniswall

Nach Fontane baute der Fischer Kahnis, nachdem er mit seiner Familie aus Angst vor französischen Kürassieren (1806) auf eine Insel geflüchtet war, dort sein Häuschen auf einem von ihm selbst errichteten Wall.

(Kleiner) Tornowsee

Der Name Tornow ist slawischer Herkunft. Es geht hier aber nicht um diesen Namen, sondern um den Namen „Teufelssee“:

„Der kleine Tornowsee ist einer jener Teufelsseen, denen man in der Mark, an den Abhängen der Hügel, so oft begegnet. Ihr Name bezeichnet ihren Charakter. Das Wasser ist schwarz, dunkle Baumgruppen schließen es ein, breite Teichrosenblätter bilden einen Uferkranz und die Oberfläche bleibt spiegelglatt, auch wenn der Wind durch den Wald zieht. Es ist, als hätten diese dunklen Wasser einen besonderen Zug in die Tiefe und als stünden sie fester und unbeweglicher da, als andere.“³³

Dieser zweite Name ist sicher durch Aberglaube im Volk entstanden, das in den dunklen, ruhigen Wassern und der finsternen Umgebung etwas „Teuflisches“ vermutet haben mochte.

Königseiche

Nach Fontane führt die Königseiche ihren Namen zu Recht. Sie sei ein Majestätischer Baum gewesen, 80–100 Fuß, ca. 1 000 Jahre alt, und man habe 20 Schritt benötigt, um sie zu umschreiten.³⁴

Das Bestimmungswort König- dient hier dazu, das Ungewöhnliche, Herausragende, Erhabene dieser Eiche, das sie so von anderen ihrer Art Abhebende, hervorzukehren.

Kuhburg

Fontane schreibt über die Kuhburgen, daß sie zunächst eine Art „Lug ins Land“ waren. Später wurden die Burgen oder Türme zum Schutz der Viehherden, besonders der Kühe, verwendet. Sie lagen so hoch wie möglich, um rechtzeitig Gefahren erkennen zu können.³⁵

Moddersee

„Das Wasser in diesem Becken stand nur etwa fußhoch über einem aus gelbgrünen Pflanzenstoffen bestehenden Untergrund, der so weich war, wie ein mit Hilfe von Reagenzien eben gefällter Niederschlag.“³⁶

Modder-mndl. Schlamm (Bach, II. 1, S. 298, § 309)

Monte Caprino

„Unser nächster Besuch gilt dem Ziegenberg, früher Zickenberg, der sich jedoch an seiner einfachen Erhebung ins Hochdeutsche nicht genügen ließ, und in einen Monte Caprino verwandelt wurde.“³⁷

Durch die Übersetzung ins Italienische erhielt der Name einen fremdartigen und geheimnisvollen Klang, der durch nichts mehr an seine frühere, vielleicht etwas anstößig erscheinende Bedeutung erinnerte.

Pfaueninsel

„Pfaueninsel! Wie ein Märchen steigt ein Bild aus meinen Kindertagen vor mir auf: ein Schloß, Palmen und Känguruhs; Papageien kreischen; Pfauen sitzen auf hoher Stange oder schlagen Rad, Volieren, Springbrunnen, überschattete Wiesen; Schlängelpfade, die überall hinführen und nirgends; ein rätselvolles Eiland, eine Oase, ein Blumentepich inmitten der Mark. Aber so war es nicht immer hier.“³⁸

Fontane berichtet hier prosaisch von einer romantischen, wildnishaften, mit Eichen, Unterholz und Schlinggewächsen bestandenen Insel – erst 1683 bekam dieses bis dato namenlose Eiland den schlichten Namen Kaninchenwerder, denn es hatte ein Kaninchengehege erhalten.

Erst mehr als 100 Jahre später begann unter Friedrich Wilhelm II. ihre Umgestaltung zu einem Park (1793–1796), und unter Friedrich Wilhelm III. wurde sie durch Anlegen eines Rosengartens, einer alle Tierarten umfassenden Menagerie und eines Palmenhauses zum Anziehungspunkt und Ausflugsort der Berliner.

Daß die Insel gerade nach den neben anderen Tieren ausgesetzten Pfauen benannt wurde, ist sicher willkürlich und erfolgte wohl mehr oder weniger nach dem Klang des Namens, dem ästhetischen Empfinden ihrer Namensgeber oder anderer subjektiver Einstellungen. Man hätte der Insel sicher auch den Namen des Känguruhs verleihen oder sie Palmeninsel nennen können.

Rosengarten

Nach Fontane war der Rosengarten bei Freienwalde ein Friedhof für Gäste der Stadt. In alten Zeiten wucherten dort Wildrosen, und im heutigen Rosengarten waren die dichtesten Sträucher. Daher scheint der Name zu rühren.³⁹

Bach schreibt zur Namensentstehung:

„Die Römer feierten im Mai die Rosalia, das Rosenfest, ein Totenfest, an dem man Rosen zu verschenken und auf die Gräber zu legen pflegte... Die Begräbnisstätte wurde so zum Rosengarten. Es wird angenommen, daß Wort und Brauch von den Römern zu den Germanen gelangt seien... Wohl zunächst in Oberdeutschland beheimatet, verbreitet sich das Wort – als Appellativ – später über ganz Deutschland; es gelangte auch ins ostelbische Gebiet, ja bis in die baltischen Provinzen.“⁴⁰

Wir wollen uns Bachs Meinung anschließen, da besonders der Hinweis auf das ostelbische Gebiet diese Namensentstehung und -herkunft zu bestätigen scheint.

Stadtstelle

Ein Steinfeld im Blumenthal (Wald), das die Reste einer ehemaligen Stadt, von der der Wald seinen Namen hat, darstellt.⁴¹ Nach Fontanes Beschreibung lassen sich dort tatsächlich alte Fundamente verschiedener Gebäude und Anlagen, z. B. die einer Kirche und eines Brunnens, nachweisen.

Totenberg

Nach Fontane macht dieser Berg seinem Namen Ehre. Aus der Schwedenzeit liegt dort Schädel an Schädel.

„Wo das Dunkel beginnt, fangen Torstensson und Wrangel an.“⁴² Diesen Namen trug der Berg aber sicher schon vor dieser Zeit. Er kann auf verschiedene Weise entstanden sein. Der Berg könnte früher auch schon Austragungsort von Kämpfen, bei denen viele Menschen ihr Leben lassen mußten, gewesen sein. Ebenso besteht die Möglichkeit, daß auf dem Berg Hinrichtungen stattgefunden haben, und der Name daher rührt. Auch ein alter Volksglauben, Sagen oder Märchen können Grundlage für die Entstehung des Namens gewesen sein.

Aus den angeführten Beispielen wird ersichtlich, daß Fontane nur deutsche Flurnamen erklärt. Die Gründe hierfür wurden bereits bei der Auswertung der Siedlungsnamen genannt.

Bei den deutschen Flurnamen sind die Beziehungen zwischen Name und bezeichnetem Objekt noch vorhanden bzw. leicht nachweisbar (zumal für einen Muttersprachler). Die Erklärungen sind bei einiger Kenntnis der konkreten historischen Situation, über die Fontane ohne Zweifel verfügte, auch von einem Nichtfachmann annähernd oder hundertprozentig richtig zu finden.

3. Personennamen

Es soll hier fast ausschließlich um Familiennamen gehen (die Gruppe der Personennamen umfaßt neben den Familiennamen natürlich auch noch die Rufnamen), da Fontane, bis auf eine Ausnahme, nur zu diesen Stellung nimmt.

Barfus

Nach Fontane gab es zwischen den Genealogen und der Familie Streitigkeiten um der Orthographie willen und damit um die Bedeutung des Namens:

Die Genealogen – Schreibung Barfuß:

im Familienwappen sind unverkennbar drei „Barfüße“ dargestellt

Die Familie – Schreibung Barfus:

der Name sei keine Ableitung vom niedersächsischen Geschlecht Barfoote, sondern vom altrömischen Patriziergeschlecht Parvus, das bei der Gründung der Colonia Agrippina dabei war und durch Generationen den noch existierenden Parvusehof in Köln inne hatte⁴³

Die reich begüterte Familie Barfus zog sicher aus Stolz und Dünkelhaftigkeit die zweite Variante vor, da der Inhalt der ersten ein Ausdruck von Armut darstellte.

Die Herleitung des Namens von Parvus erscheint unwahrscheinlich und im Widerspruch zum Familienwappen, das drei Barfüße zeigt. Das Wappen und damit der Namen können durchaus in einer Zeit entstanden sein, in der die Familie wirklich nicht zu den Reichsten zählte.

In Betracht zu ziehen wäre des weiteren, daß der Name in einer bestimmten Beziehung zu den Franziskanermönchen steht, die auch als die Barfußmönche bezeichnet wurden.

Löschebrand

„Ihr Name schon klang mir prächtig im Ohr und ich sah eigentlich alles, was Löschebrand hieß, hoch zu Roß irgendeinen Brand mit geweihter Lanze löschend.“⁴⁴

Eine wissenschaftlich einwandfreie Erklärung für den Namen konnte nicht gefunden werden, jedoch scheint es, daß Fontane hier seiner Phantasie sehr viel Raum ließ.

Michel Protzen

Gastwirt in Neuruppin

„Michel hieß er und Michel war er, der deutsche Michel in optima forma... Durchaus herrisch von Natur, wurzelte das Stück Bürgertum, das er vertrat, nicht in geklärten Anschauungen oder in dem Enthusiasmus eines freifühlenden und nur das Große und Allgemeine im Auge habenden Herzens, sondern in dem Eigensinn um Eigennutz eines festen und sich selbst zum Mittelpunkt setzenden Egoisten.“⁴⁵

Protz — „aufgeblasener Mensch“ (Heintze-Cascorbi, S. 390)

Dieser Name, obwohl authentisch, dient hier offensichtlich nicht nur der Identifizierung der Person, sondern auch der eindeutigen Charakterisierung. Wir können ihn ohne weiteres zu den sogenannten „redenden Namen“ rechnen.

Uchtenhagen

Fontane erklärt den Namen mit „ucht dem Hagen“ — aus dem Walde nach einer Sage, die seiner Meinung aber nur Erfindung ist.

Henning von Jagow zog sich die Ungnade des Markgrafen zu und wurde aus dem Land verbannt. Ein Kopfpfeil wurde ausgesetzt. Jagow zog sich bis an die Oder in die Sumpf- und Waldreviere zurück, wo er mit anderen Verbannten ein Leben ähnlich Robin Hoods führte. Es zog ihn jedoch in die Nähe von Menschen, und vor allem in die Nähe des Markgrafen, den er trotz seiner Verbannung liebte. Er war bestrebt, die Gunst des Markgrafen zurückzugewinnen. Nach Jahren führte der Markgraf Krieg gegen die Pommern. Der Sieg schien diesen schon nahe, als Jagow mit seinen Geächteten den Pommern aus dem Walde in den Rücken fiel und so den Sieg für den Markgrafen rettete. Jagow wurde vor den Markgrafen geladen, der ihm verziehen hatte und ihn mit dem Land, auf dem er gesiegt hatte, belohnte. Fortan führte er den Namen

Uchtenhagen – der aus dem Wald Kommende.
Uchtenhagen im Zusammenhang mit Auchter:
„einer, der am Weideplatz der Gemeinde wohnt“
(Heintze-Cascorbi, S. 121)

Theodor Fontane schilderte in den „Wanderungen“ auf liebevolle, poetische Weise die Reize der märkischen Landschaft und die Lebensformen des märkischen Adels. Daneben findet die Darstellung historischer Persönlichkeiten und Begebenheiten, für die er u. a. die Erfahrungen seiner England-Reisen nutzte, ihren Platz in dem umfangreichen Werk. Diese Beschreibung historischer Tatsachen und Ereignisse, Namenerklärungen eingeschlossen, waren es, die im Mittelpunkt unserer Betrachtungen standen.

Die konzeptionelle Anlage der „Wanderungen“ ermöglichte es Fontane, historische „Ausflüge“ zu unternehmen, wenn sie auch an manchen Stellen in kleinsten, belanglosen Details steckenbleiben. Für den Zweck dieser Arbeit waren aber gerade solche scheinbaren Belanglosigkeiten in einigen Fällen von einer nicht zu unterschätzenden Wichtigkeit. Seine ausgezeichneten Detailschilderungen von Personen und Orten, eine seiner auffälligsten und bemerkenswerten Fähigkeiten, konnten z. B. für die Auswertung seiner Namenbeschreibungen in bester Weise genutzt werden. Feinste und genaueste Angaben, ausgedrückt durch charakteristische und treffende Adjektive und Verben, gibt er beispielsweise über Figuren wie Michel Protzen, damit gleichsam die enge Beziehung zwischen Name und Charakter der Person ausdrückend. Ähnliche Bezüge lassen sich auch bei Orts- und Flurnamen feststellen (z. B. Lindow, Teufelssee).

Fontane gelangte als dichterische Persönlichkeit, als bürgerlich-kritischer Realist mit seinem Wissen und Können, mit seinen Kenntnissen und Fertigkeiten zu beachtlichen Ergebnissen auf historischem Gebiet, wenn seine Darlegungen auch betont beschreibenden Charakter tragen. Immer seine Herkunft aus der bürgerlichen Klasse und den daraus resultierenden Bildungsweg sowie seine soziale Umwelt vor Augen, ebenso die weltanschaulich-politischen Grenzen Fontanes in Betracht ziehend, muß man feststellen, daß erst mit dem Marxismus-Leninismus, mit der Methode des dialektischen und historischen Materialismus das Rüstzeug für wissenschaftlich einwandfreie, objektive Erkenntnisse in allen Bereichen der Gesellschaftswissenschaften erreicht werden können.

Es war Fontane auf Grund der persönlichen und gesellschaftlichen Situation nicht möglich, bis zu solchen Erkenntnissen vorzustößen. Seine Leistungen in den „Wanderungen“, die Ansatzpunkte eines beginnenden historischen Denkens erkennen lassen, sowie v. a. die als bürgerlich-kritischer Romancier sind unbestreitbar, und seine Werke haben bei uns ihren festen Platz im nationalen Kulturerbe gefunden.

Anmerkungen

- 1 Vgl. H.-H. Reuter, Fontane i. 2 Bdn., Bd. 1, Verlag d. Nation, Bln. 1968, S. 29
- 2 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. XI, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 18
- 3 Der Markgraf Gero z. B. lud 30 wendische Fürsten zu einem Gastmahl ein,
machte sie betrunken und ließ sie dann ermorden. Die Slawen reagierten auf
solche Handlungen mit gleichen oder ähnlichen Mitteln, waren also nicht mehr
falsch und untreu als ihre Feinde
- 4 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. XI, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 16
- 5 Johannes Schultze, Die Priegnitz, Mitteleutsche Forschungen. Bd. 8, 1956, S. 43
- 6 F. Engels, Die Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft,
In: Marx/Engels, Ausgewählte Schriften in 2 Bdn., Bd. II, Dietz Verlag, Berlin
1964, S. 120
- 7 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. XI, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 32
- 8 Land, welches gewisse Zeit bebaut und dann für immer oder für längere Zeit
verlassen wurde
- 9 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. XI, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 131
- 10 K. Attwood, Fontane und das Preußentum, Haude u. Spensersche Verlagshand-
lung, Berlin, S. 372
- 11 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. IX, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 350 ff.
- 12 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. X, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 25 ff.
- 13 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. X, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 39
- 14 Celina Bobinska, Historiker und historische Wahrheit. Dietz Verlag, Berlin
1967, S. 7
- 15 Celina Bobinska, Historiker und historische Wahrheit. Dietz Verlag, Berlin
1967, S. 30
- 16 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. XIII, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 122
- 17 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. IX, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 494
- 18 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. XI, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 429
- 19 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. XII, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 218
- 20 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. X, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 124
- 21 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. IX, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 307
- 22 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. XI, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 392
- 23 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. IX, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 44
- 24 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. X, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 249
- 25 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. XIII, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 192
- 26 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. XI, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 43
- 27 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. IX, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 463
- 28 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. IX, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 309
- 29 F. Schiller, Gedichte, Inselverlag Leipzig 1973, S. 124
- 30 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. X, Nymphenburger Verlags-
handlung München (1960), S. 90

- 31 Vgl. J. Herrmann, Die Slawen in Deutschland. Ein Handbuch, hrsg. v. J. Herrmann, Akademie-Verlag, Berlin 1972, S. 22
- 32 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. IX, Nymphenburger Verlagshandlung München (1960), S. 483
- 33 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. X, Nymphenburger Verlagshandlung München (1960), S. 100
- 34 Vgl. Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. X, Nymphenburger Verlagshandlung München (1960), S. 118
- 35 Vgl. Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. IX, Nymphenburger Verlagshandlung München (1960), S. 58
- 36 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. XIII, Nymphenburger Verlagshandlung München (1960), S. 83
- 37 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. X, Nymphenburger Verlagshandlung München (1960), S. 48
- 38 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. XI, Nymphenburger Verlagshandlung München (1960), S. 187
- 39 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. X, Nymphenburger Verlagshandlung München (1960), S. 67
- 40 Für die Erklärung der Namen wurde folgende Literatur verwendet: Adolf Bach. Deutsche Namenkunde, Bd. I. 1, 2. Die deutschen Personennamen, Bd. II. 1, 2. Die deutschen Ortsnamen, Carl Winter Universitätsverl. Heidelberg 1953. — Ernst Förstemann. Altdeutsches Namenbuch. Bd. 1, Die deutschen Ortsnamen, Bd. 2, 1, 2. Die deutschen Ortsnamen, Fink-Verl. München 1967. — Heintze-Georg Olms Volksbuchhandlung, Hildesheim 1967. — Reinhold Trautmann, Cascorbi. Die deutschen Familiennamen geschichtlich, geographisch, sprachlich. Die elb- und ostseeslawischen Ortsnamen. T. 1-3, Akademie-Verl. 1948/49. 1956
- 41 Vgl. Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. X, Nymphenburger Verlagshandlung München (1960), S. 360
- 42 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. IX, Nymphenburger Verlagshandlung München (1960), S. 312
- 43 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. X, Nymphenburger Verlagshandlung München (1960), S. 366
- 44 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. XIII, Nymphenburger Verlagshandlung München (1960), S. 23
- 45 Th. Fontane, Sämtliche Werke in 22 Bdn., Bd. IX, Nymphenburger Verlagshandlung München (1960), S. 118/119

Arnold Hückstädt (Stavenhagen)

„Ein merkwürdiges Geschlecht diese Mecklenburger.“
Th. Fontane, 1895

Über die Beziehungen Theodor Fontanes zu Fritz Reuter und über die Pflege von Reuters Erbe in seiner Vaterstadt Stavenhagen

I

„Welch aufregende letzte Zeit! Von dem großen Feste, der achthundert-jährigen Gründung der Wartburg zu Ehren, hast Du gehört. Es wimmelte von Fremden, ... dazu fortwährend Passanteneinkehr: Bayard Taylor, Bodenstedt, Otto Roquette, Fontane etc.“¹ So berichtete Luise Reuter, die Frau des plattdeutschen Dichters, aus Eisenach, wo das



Ehepaar Reuter seit Juni 1863 wohnt, ihrer in Vorpommern lebenden Freundin Marie Peters. Was hier nur beiläufig vermerkt und fast wie eine Störung des Häuslichen empfunden zu sein scheint, gestaltete sich in Wirklichkeit doch anders. Dem ausgeprägten Repräsentationsbedürfnis vor allem Luise Reuters entsprach es, solchen Besuchen und freundlichen Aufwartungen sehr bewußt, aber nicht selbstgefällig abzufühlen, was die Einkehrenden hergeführt hatte: Verehrung, Bewunderung und Dank für Fritz Reuter. Mehrere von Luise Reuter angelegte Besucherlisten aus den ersten Eisenacher Jahren (1863 und 1864) verzeichnen Hunderte Namen von teilweise hohem Rang und gutem Klang² — Ausdruck der allgemeinen Wertschätzung Reuters, aber auch der geflissentlichen Bereitwilligkeit, eben diese Huldigungen immerfort entgegenzunehmen.

Das in den letzten Augusttagen des Jahres 1867 festlich begangene Wartburg-Jubiläum mochte sie herbeigerufen haben: Bayard Taylor, den führenden amerikanischen Reisebeschreiber und Korrespondenten der „New York Tribune“, und Theodor Fontane, den Dichter der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ und abhängigen Schriftsteller als Redakteur der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung“. Beide wollen es sich nicht nehmen lassen, bei Fritz Reuter vorzusprechen. Doch wie wohl es dann bei Taylor in seinem im August 1867 geschriebenen „Amerikanischen Brief aus Thüringen“ heißt: „Ich traf ihn nicht zu Hause“³, so verlautet es auch bei Fontane, der unter dem 26. August 1867 in sein Tagebuch einträgt: „Um 5 Besuch bei Fritz Reuter am Fuße der Wartburg; nur seine liebenswürdige Frau getroffen; er 'krank'.“⁴

Der Besuch Fontanes konnte noch nicht in der Reutervilla, von der gern gesagt wird, daß sie sich am Fuße der Wartburg befinde, stattgefunden haben; denn das eigene Heim ist erst am 1. April 1868 bezogen worden. Fontane ist also noch in der alten Wohnung Reuters, die dieser im sogenannten Schweizerhause des Baurat Dittmar von 1863 bis 1868 hatte, eingekehrt. Natürlich, auch dieses am Schloßberg bzw. am Predigerplatz befindliche Gebäude liegt, wie schließlich die gesamte Stadt Eisenach, „am Fuße der Wartburg“.

Wie immer es um die Gesundheit Fritz Reuters zu dieser Zeit stand, das von Fontane durch Anführungszeichen besonders apostrophierte Wort „krank“ läßt auf den „bösen Dämon“ Reuters schließen, zielt eindeutig in Richtung einer durch Alkohol bewirkten Unpäßlichkeit. Eine Begegnung zwischen Fritz Reuter und Theodor Fontane hat also nicht stattgefunden, weder jetzt noch später. Das mag man bedauern, zumal Fontane gewiß mehr als nur einen Höflichkeitsbesuch zu absolvieren gedachte. Ihm dürften die wichtigen Werke Reuters schon recht früh vertraut gewesen sein — nachweislich „Ut mine Festungstid“ besaß er als Zweitausgabe von 1863 in seiner Handbibliothek⁵ —, und es mochte einen starken Reiz auf ihn ausgeübt haben, den Autor dieser berühmten plattdeutschen Werke, die sich Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts schon eine breite nationale Resonanz erworben hatten und von deren urwüchsiger-derbem und volkstümlichem Humor

Fontane fasziniert war und nachhaltig beeindruckt geblieben ist, persönlich kennenzulernen. Ob auch Reuter die bis dato erschienenen Fontanedichtungen gekannt hat, muß hingegen sehr bezweifelt werden. Denn seine private Buchsammlung, in der sonst eine ganze Reihe zeitgenössischer Autoren mit ihren wesentlichen Werken vertreten ist, hat von Fontane lediglich ein kleines Bändchen Gedichte. Es ist die Erstausgabe der vom Berliner Carl Reimarus Verlag herausgebrachten „Gedichte“ Fontanes aus dem Jahre 1851. Und der Eindruck will nicht schwinden, als handele es sich bei diesem auch äußerlich sehr schönen Büchlein um ein Mitbringsel, um das Gastgeschenk, das der Märker dem Mecklenburger hatte überreichen wollen. Daß das Gedichtbuch den geschilderten Umständen entsprechend dann eine Gabe für Reuters „liebenswürdige Frau“ wurde, erhält sein sichtbares Zeichen letztlich darin, daß Luise Reuter ihren Namen hineinschreibt, ihren Namenszug im Duktus ihrer späten Handschrift. Fontane schien gut auf ein Zusammentreffen mit Reuter vorbereitet gewesen zu sein und sich mit allen wesentlichen Lebensumständen des Mecklenburgers vertraut gemacht zu haben. Darauf deuten zwei umfängliche Pressebeiträge über Leben und Werk Reuters aus dem Jahre 1865 hin, die sich in Fontanes Zeitungsartikelsammlung befinden und von ihm herrührende Benutzungsspuren aufweisen.⁶ In welcher Form die Begegnung auch verlaufen wäre und welche künstlerischen Ergebnisse sie womöglich erbracht hätte, eines darf mit Sicherheit angenommen werden, daß Fontanes spätere Meinung über die Mecklenburger freundlicher gelautet hätte. Das gänzlich Unambitionierte, die Jovialität und die Liebenswürdigkeit Reuters würden nicht unsympathisch auf Fontane gewirkt haben, so daß sein Urteil über das Wesen der Mecklenburger und ihre Art, sich der Welt mitzuteilen, doch wohl milder und nachsichtiger formuliert worden wäre als es dann schließlich ausgefallen ist:

„Ein merkwürdiges Geschlecht diese Mecklenburger. Alle begabt, aber doch meist nur Mittelsorte, und trotzdem alle von dem Glauben durchdrungen, daß es mit ihnen was Besondres sei. Mich hat das immer schon geärgert, ich nahm's früher aber hin; jetzt, in meinen ganz alten Tagen, zeige ich ziemlich deutlich, daß ich's lächerlich finde. Dabei sind sie alle langweilig. Das nennen sie dann Humor, wenn sie plötzlich, mit einem ziemlich unverschämten Gesicht, aus ihrem Mustopf herauskucken.“⁷ „Sie haben unbestreitbar eine wundervolle Durchschnittsbegabung, werden aber ungenießbar dadurch, daß sie einem dies Durchschnittsmäßige, dies schließlich doch immer furchtbar Enge und Kleinstädtische, als etwas ‚Höheres‘, als das eigentlich Wahre aufdringen möchten. Ein Mecklenburger ... bringt die Vornehmheit, den großen Stil nicht heraus, er bleibt bei Lining und Mining oder bei Bräsig oder bei Leberecht Hühnchen. Das sind nun alles allerliebste Figuren, aber sie rechtfertigen durchaus nicht die Dickschnäuzigkeit, womit sie einem präsentiert werden.“⁸

Fontanes Unmut entzündete sich zunächst an Heinrich Seidel und dessen damals vielgelesenen Büchern, greift aber auch auf Reuter und dessen

Dichtkunst über, ja wendet sich schließlich recht ungezügelt und undifferenziert gegen alle Mecklenburger. Mochte ihn das ungebrochene Verhältnis Fritz Reuters zu seinem Schaffen, seinen literarischen Figuren und der im wesentlichen intakten und zumeist ebenso kleinen wie engen Welt seiner großen Erfolgsdichtungen auch verwundern, und mochte ihn gar das in keiner Weise relativierte Bekenntnis Reuters zu den Werten des Heimatlichen, zu den allein im Regionalen verwurzelten Menschen und zu deren kleinen Verhältnissen aufbringen, es hält dennoch schwer, darin etwas Großspuriges, eine mecklenburgische Überheblichkeit oder, wie Fontane es sagte, eine Art Dickschnäuzigkeit zu sehen. Was dem im Alter oftmals zur undifferenzierten Kritik neigenden Fontane auch an Reuter mißfällt, was ihm aus der Sicht seines reifen, kunstvoll komponierten, psychologisch vertieften, geist- und reflexionsreichen Alterswerkes an der urwüchsig-unbekümmerten Fabulierart Reuters auch Unbehagen bereitete, nichts kann ihn aber davon abhalten, sowohl Atmosphärisches und Stimmungshaftes aus Reuters Werk zu adaptieren und es manchen Szenen seiner Bücher anzuverwandeln⁹ als auch direkte Bezüge zu Reuter herzustellen und Reuterreminiszenzen verschiedenster Spezies vorzuführen, z. B. in Form von Figurennamen, Werktiteln und ähnlichem.

II

Daß Fritz Reuters plattdeutsche Werke, vor allem seine humoristische Prosa, schon in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts so starke nationale Verbreitung und Anerkennung gefunden haben, ist ein hervorragendes literatursoziologisches und rezeptionsgeschichtliches Phänomen, das Fontane aufmerksam registriert und dessen Wirkung er sich nicht entziehen kann. Die zahlreichen plattdeutschen Texteneinschübe in Form einzelner Wörter, satzartiger Wendungen und Redensarten, auch ganzer Dialogpassagen, die sich in vielen Erzählungen und Romanen Fontanes finden, lassen einen Einfluß vermuten, der von Reuters erfolgreichem plattdeutschem Schaffen auf Fontanes literarische Arbeiten erfolgt ist. Wenigstens mochte sich Fontane durch das Beispiel Fritz Reuters bestärkt gesehen haben, auch Plattdeutsches in seine Dichtkunst einzubauen. Er verwendet das Mundartliche als Medium vor allem deswegen, um das Kolorit vornehmlich solcher Szenen zu vermitteln, in denen Vertreter des einfachen Volkes dargestellt und zumeist in Dialogen, entweder untereinander oder mit privilegierten Personen, vorgeführt werden. Aber nicht nur der wirklichkeitsgetreuen szenischen Färbung wegen hat Fontane zum niederdeutschen Wort gegriffen, sondern oft um des sozialen und gesellschaftlichen Kontrastes willen, den er zwischen den plattdeutsch redenden Knechten, Kutschern und Dienern auf der einen und den hochdeutsch sprechenden Adligen und ihren Verbündeten auf der anderen Seite herausarbeitet und betonen will. Eben für diese einer realistischen Wirklichkeitsbewältigung dienenden Gestaltungsmittel findet er bei Reuter, vor allem in dessen Meisterwerk „Ut mine Stromtid“ (1862–1864), reichhaltige Anregungen: Auch solche, die ihn befähigen, aus der Sicht der Untergebenen und mit dem Maß ihres gesunden

Menschenverstandes den dämonisch-obskuren, rätselhaften Zauber, den mystischen Schleier, wie er über Hilde in „Ellernklipp“ ausgebreitet ist, wenn auch nicht zu lüften, so doch aber unbefangen und respektlos wenigstens zu benennen und erkennend auch zu kommentieren. In einem ihrer oftmaligen „plattdeutschen Diskurs(e) über Hilde“¹⁰ heißt es zwischen dem Knecht Joost und der Hausmagd Grissel:

„Se kümmt noch nich“, sagte sie, „Se sitt noch. Un wenn ook nich, se hürt joa nich un seiht joa nich. Un is ümmer as in Droom.“

„Joa“, bestätigte Joost. „Un ick weet nich, wo't ehr sitten deiht.“

„Wo't ehr sitten deiht? In de Oogen sitt et ehr.“

„Gott“, entgegnete Joost, der wohl wußte, was Grissel gern hörte, „se hett joa goar keen' un pliert man ümmer. Un ick weet nich, hett se se upp oder hett se se to.“

„Dat is et joa goad. Un all sünn, wo keen' een weten deiht, wo se hier sinn un wo nich, de sinn so un behexen dat Mannstüg. Un vunn't Mannstüg is een as de anner is, un jungsch o'r olsch is goar keen Unnerschied. Un uns' Martin is närrsch, un uns' Oll' is närrsch, un Sörgel is ock närrsch. Un jed een kuckt ehn na de Oogen, un jed een glöwt, he wihrd wat finn'n. Awers he finndt nix. Un du kuckst ook ümmer.“

„Ick?“ sagte Joost etwas verlegen. „I, nei. Glöwst du? Doh ick?“

„Joa, du deiht“, wiederholte Grissel. „Un nu hür, wat mi mien Oll-Großmutter all ümmer vörseggen deiht:

Plieroog un Jungfernkinn,

Alle beed vun'n Düwel sinn...“

„Düwel sinn“, wiederholte Joost.

„Un moakens ook de Oogen to,

De sloapen nich, de dohn man so.“

„Joa, joa“, lachte Joost. „Ick hebb ook all so wat hürt.“ Und setzte dann mit aller ihm möglichen Pffiffigkeit hinzu: „Na, denn möt ick man uppassen.“

„I, du nich“, sagte Grissel. „Du bist man simplig, un di dohn se nich veel. Awers anner Lüd. Un dat segg ick di: et is nich richtig mit em.“

„Mit uns' Martin?“

„Mit e m ook nich...“¹¹

Für Fontane bedeutet das in seinen Büchern verwendete Plattdeutsch nicht etwa, nur äußerer Schmuck oder exotisches Beiwerk zu sein, um lediglich dem Zeitgeschmack zu frönen, dessen Gunst dem Erdverbunden-Mundartlichen gehörte; Fontane gebraucht das Plattdeutsche sehr bewußt als künstlerisches Mittel, als Gestaltungsapparat, dem teilweise sogar der Stellenwert eines konstitutiven Elements zukommt.

Ohne auch nur entfernt den Rang eines ästhetischen Baubestandteils Fontanescher Dichtkunst beanspruchen zu können, aber darum nicht minder interessant sind die Textstellen, mit denen Fontane verschiedenartige Bezüge freundlichen Gedenkens an Fritz Reuter und dessen Werk, insonderheit die „Stromtid“, herstellt.

„Friedrich, alter Pomuchelskopf“,¹² so wird der Diener in „L'Adultera“ genannt. Pomuchelskopf bedeutet soviel wie Dorschkopf (von Pomuchel,

ndt.- „Dorsch“) und bezeichnet einen schwerfälligen, etwas dümmlichen Menschen. Pomuchelskopp ist bei Reuter eine der Hauptfiguren in seinem dreibändigen Roman „Ut mine Stromtid“ (1862–1864).

Einige Seiten weiter in „L'Adultera“ begegnet eine Textstelle, die auch ein wenig von jenen sympathischen Gefühlen offenbart, die Fontane mit Fritz Reuter verbanden. Es heißt dort von dem Kutscher: „[Er] führte den unkutscherlichen Namen Emil, der jedoch seinen Verhältnissen angepaßt und/in ein plattdeutsches ‚Ehm‘ abgekürzt worden war. Mit um so größerem Recht, als er wirklich in Fritz Reuterschen Gegenden das Licht der Welt erblickt und sich bis zu diesem Tag, neben seinem Berliner Jargon, einen Rest heimatlicher Sprache konserviert hatte.“¹³

In dem Roman „Cécile“ gibt es innerhalb einer Philippika gegen die Duodezfürsten die Formulierung: „Aber diese Durchläuchtungs empfinden anders...“¹⁴ Unstreitig, woran Fontane hierbei gedacht hat, an die ironisierte und zugleich derb bespöttelte Titelfigur von Reuters vorletztem plattdeutschem Roman „Dörchläuchting“ (1866).

Daß Theodor Fontane sich nicht nur Fritz Reuter, sondern auch dem Holsteiner Klaus Groth verbunden fühlte, ist jenem humoristisch gehaltenen Exkurs über plattdeutsche Dichterschulen zu entnehmen, den Fontane in seinem Roman „Unwiederbringlich“ eingeflochten hat: „... ein Mann in Stulpenstiefeln, an dem nichts komischer ist als die Tatsache, daß er sächsisch spricht. Er müßte eigentlich plattdeutsch sprechen, sogar mecklenburgisch. Wobei mir einfällt, wißt ihr denn schon, daß sich in Kiel und Rostock eine plattdeutsche Dichterschule gebildet hat, oder eigentlich zwei, denn die Deutschen, wenn sich irgendwas auftut, zerfallen immer gleich wieder in zwei Teile. Kaum ist das Plattdeutsche da, so haben wir auch schon wieder itio in partes, und die Mecklenburger marschieren unter ihrem Fritz Reuter und die Holsteiner unter ihrem Klaus Groth. Aber Klaus Groth hat einen Pas voraus, weil er Lyriker ist und komponiert werden kann, und davon hängt eigentlich alles ab. Kein Jahr, vielleicht kein halbes, so kommt er von keinem Klavier mehr herunter. Ich habe da schon was auf eurem Flügel liegen sehen. Asta, du könntest was von ihm singen.“¹⁵

Den Fall, literarische Gestalten Fritz Reuters zum direkten Vorbild genommen und danach eigene Figuren gewissermaßen modellhaft geformt zu haben, gibt es meines Wissens nur in „Effi Briest“, wo die Zwillinge Bertha und Hertha ihre Existenz allein dem Reuterschen Zwillingenpaar der „Stromtid“ Lining und Mining zu verdanken haben:

„Zwei der jungen Mädchen – kleine rundliche Persönchen, zu deren krausem, rotblondem Haar ihre Sommersprossen und ihre gute Laune ganz vorzüglich paßten – waren Töchter des auf Hansa, Skandinavien und Fritz Reuter eingeschworenen Kantors Jahnke, der denn auch, unter Anlehnung an seinen mecklenburgischen Landsmann und Lieblingsdichter und nach dem Vorbilde von Mining und Lining, seinen eigenen Zwillingen die Namen Bertha und Hertha gegeben hatte.“¹⁶

Den Polterabend von Effis Hochzeit bereitete der Kantor dann auch auf seine Weise vor: „Jahnke, getreu seiner Fritz-Reuter-Passion, hatte

sich's als etwas besonders ‚Sinniges‘ ausgedacht, Bertha und Hertha als Lining und Mining auftreten zu lassen, natürlich plattdeutsch.“¹⁷ Schade nur, daß der erwartete Effekt, von dem Kantor Jahnke ein starkes Vorgefühl in sich trug, zu seiner und seiner Zwillinge großen Enttäuschung gänzlich ausblieb: „Bertha und Hertha hatten so heftig geschluchzt, daß Jahnkes plattdeutsche Verse so gut wie verloren gegangen waren.“¹⁸

Schließlich werden auch Effis Freundinnen Bertha und Hertha, ähnlich wie ihre Prototypen Lining und Mining, zwar nicht wie diese auf einer „duwweiten Verlawung“ zwei geistlichen Kandidaten versprochen, sondern auf einer „große(n) Doppelhochzeit“ „an zwei Lehrer in der Nähe von Genthin verheiratet.“¹⁹

Eine weitere kleine Reutererinnerung scheint in der Redewendung zu stecken: „Wer's mag, der mag es, aber für unserein ist es nichts,“²⁰ einer Bemerkung Wüllersdorfs an Innstetten, die in Reuters „Läuschen“-Motto: „Wer't mag, dei mag't; Un wer't nich mag, Dei mag't jo woll nich mägen“, ihren Ursprung haben könnte.

Auch in Fontanes letztem Roman, dem „Stechlin“, kommt eine Reuterreminiszenz vor, die unübersehbar ist. Sie bildet den Abschluß der aufgewiesenen Reuterspuren in Fontanes Werk, was nicht heißen soll, daß hier ihr lückenloser Nachweis geliefert worden sei. Als Armgard Barby die Vermutung äußert, daß Mecklenburg „auch seine Romantik“ habe, erhält sie von ihrem Musiklehrer Dr. Wrschowitz, der das Land Mecklenburg nicht, wohl aber die Bücher Reuters kennt, die bestätigende Antwort: „Sehr warr. Habe gelesen ‚Stromtid‘ und habe gelesen ‚Franzosen-tid‘ ...“²¹

An keiner der hier vorgeführten auf Reuter bezugnehmenden Textstellen entsteht der Eindruck, daß Fontane seine Reuter-Erinnerungen erzwungen hätte. Ganz beiläufig scheinen sie in sein Erzählwerk eingeflossen zu sein. Er hat ihnen weder emphatischen Ausdruck verliehen, noch verfällt er in Reuter-Euphorie. Sie sind auch keine Dankabstattungen im Sinne eines Schüler-Lehrerverhältnisses. Selbst wenn es ein solches gegeben hätte, wären sie dafür nicht gewichtig genug gewesen. Sowohl von ihrem Umfang als auch von ihrer ästhetischen Qualität her wollen und müssen sie ohne strukturbestimmende Funktion in Fontanes Dichtkunst bleiben. Sie sind im Grunde wirklich nur literarisch geronnene freundliche Reminiszenzen, gewissermaßen Sympathiebezeugungen des Märkers an den Mecklenburger, als welche sie aus einem guten Gefühl kommen, das nicht begleitet oder gar gelenkt ist von Berechnungen des Verstandes, der nur etwa auf die Popularität Fritz Reuters spekulierte. Für sich genommen, gebührt diesen Reuterreflexen im Prosawerk Fontanes weder sonderliche Beachtung noch irgend eine nennenswerte Bedeutung; sie werden jedoch in dem Augenblick relevant, ihr Stellenwert fällt dann gewichtiger ins Kalkül, wenn die Berührungspunkte, Bezugsebenen und Beziehungsformen zwischen Fontane und Reuter im Zusammenhang betrachtet und analysiert werden. Dann tragen auch sie dazu bei und helfen mit, das Bild der Verbundenheit zwischen Fontane und Reuter

abzurunden, die Tiefe ihrer Beziehungen auszuloten und die Reuterrezeption Fontanes richtig zu begreifen.

III

Obwohl Theodor Fontane gelegentliche Vorbehalte gegenüber Fritz Reuter äußert und zuweilen auch eine gewisse Distanz zu ihm empfunden haben mag, sucht er im Grunde dennoch die Nähe des Mecklenburgers, nicht nur, indem er sich laufend theoretisch mit ihm beschäftigt und das Wesen seiner Kunst, die er sehr schätzt, zu ergründen trachtet, sondern auch dadurch, daß er sich für die sozialen und gesellschaftlichen Grundlagen, in denen Reuters Schaffen wurzelt, und die Lebenskultur und Umwelt der Menschen, deren Schicksal Reuter gestaltet, interessiert und diese Bedingungen im nachhinein durch mehrere Aufenthalte an Ort und Stelle, d. h. in Mecklenburg, aufzuspüren sich vornimmt.

Schon früh, noch bevor Fontane sein großes kritisch-realistisches Erzählwerk begonnen hatte, beschäftigt er sich wiederholt mit Reuter. Insbesondere ist es der Reutersche Humor, dem das Interesse Fontanes gilt. So nutzt er viele Gelegenheiten, wenn er sich literaturkritisch über solche Autoren zu äußern hat, deren Werke ebenfalls humoristische Tönungen enthalten, Reuters Humor mit heranzuziehen, zum Vergleich beispielsweise und als Modell, an dem alle anderen, in etwa entsprechenden Erscheinungen gemessen werden. Immer steht Reuters volkstümlicher Humor dabei auf der positiven Seite, als gültiges, Fontane irgendwie vollendet erscheinendes Muster, als Stufe wünschenswerten „erquicklichen Humor(s)“²², die nach Meinung Fontanes von viel zu wenig literarischen Zeitgenossen erreicht worden ist.

Nach der Lektüre des Romans „Pflicht und Schuldigkeit“ (1873) von Rudolf Parisius (1827–1900) gesteht er in einem Brief an seine Frau Emilie: „Seine Force [Parisius' Stärke, A. Hü.] ist das gefühlvoll Humorstische, und ich habe an vielen Stellen vor Bewegung und vor Vergnügen geweint. Er steht zwischen Wilibald Alexis und Fritz Reuter mitten inne und hat von beiden viel.“²³

In dem 1873 verfaßten Aufsatz über Wilibald Alexis kommt Fontane hinsichtlich der Figurengestaltung in dem Roman „Cabanis“ zu folgendem Urteil: „Einzelne Figuren aus der Jugendgeschichte, zumal Frau Kurzinne und Advokat Schlipalius, sind volkstümlich geworden wie Fritz Reutersche Gestalten; sie haben in der Tat die volle Wahrheit des Lebens mit diesen gemein.“²⁴ Es sei dahingestellt, ob die auf Alexis bezogene Wertung zu Recht besteht. Fontanes Auffassungen zur Volkstümlichkeit, Volksverbundenheit und Wirklichkeitstreue Reuters, der hier als unantastbare positive Komparabelgröße fungiert, markiert Grundsätzliches auch seiner eigenen literarischen Ambitionen und Positionen. Am Schluß seines Alexisaufsatzes tritt Fontane der Ansicht entgegen, daß regionale Themen und Probleme notgedrungen eine nur geringe literarische Qualität zulassen würden. Der ästhetische Rang eines Kunstwerkes ist doch ausschließlich das Ergebnis schöpferischer Arbeit eines künstlerischen Subjekts und nicht mitgegebene Eigenschaft des Stoffes, des Sujets oder des

Themas. Im Bereich der heimatgebundenen Literatur und des Humors beruft er sich auf Auerbach und Reuter und führt aus: „Sie bewegen sich in noch engerem Kreise als Wilibald Alexis und haben sich nichtsdestoweniger alle deutschen Landesteile, ja die deutschen Herzen bis nach Neu-York und Chicago hin unterworfen.“²⁵ Im Gegensatz zu Auerbach trifft auf Reuter zu, daß seinen Werken auch nach hundert Jahren noch mutatis mutandis eine große Wirksamkeit geblieben ist.

Wieviel Poesie, welche Fülle poetischer Bilder, wieviel Urwüchsigkeit, Kraft und Problemreichtum und welches Maß bewegender nationaler Grundhaltungen auch, oder gerade, dem Kleinleben der Heimat innewohnen, hat Theodor Fontane – vielleicht weniger als Verfasser der „Wanderungen“, sondern mehr als Dichter der volksverbundenen, kritisch-realistischen Prosa, des sogenannten Spätwerkes, – sehr bald erkannt und seinem literarischen Schaffen hinreichend nutzbar gemacht.

Davon ableitend, aus seinen eigenen Erfahrungen also, zugleich aber wohl aus der Beobachtung einer gewissen literarischen Richtung in Deutschland, die Fontane mit Namen wie Seidel, Trojan und Stinde²⁶ verbinden zu müssen glaubt, plädiert er nahezu ein Vierteljahrhundert nach seinem Alexisaufsatz von 1873 abermals für eine Kunst, die allein durch nationale Werte bedeutend werden könne. Er schreibt: „Es muß sich in einem was aufthun, was schon dicht nebenan sich nicht aufthun konnte, weil es nicht da ist. Ich bin ein Schwärmer für fremde Literatur und glaube, daß uns Frankreich und England erheblich vorauf sind, aber was ich womöglich noch mehr glaube ist das, daß es mit uns erst besser werden kann, wenn wir uns auf uns selbst besonnen haben und endlich lernen, uns auf unsre eigenen zwei Beine zu stellen. Trotzdem nun beständig dagegen gesündigt wird, so ist doch unverkennbar ein Verlangen danach da, sonst hätte Fritz Reuter (denken Sie ihn sich in der Goethe-Schiller-Zeit) seine Riesenerfolge nicht haben können“.²⁷

Wie stark der Begriff des Nationalen oder der „nationalen Werte“ in der sich immer deutlicher konsolidierenden imperialistischen Gesellschaft während der wilhelminischen Ära am Ausgang des 19. Jahrhunderts im chauvinistischen Sinne bereits belastet ist, Fontane sieht in seinen Forderungen wichtige Aspekte eines rechten Ansatzes zu einer möglichst gedeihlichen, d. h. dem Realismus verpflichteten literarischen Entwicklung in Deutschland. Konnten nun solche mehr aus Höflichkeit denn aus Überzeugung genannten Gewährsleute wie Seidel, Trojan und Stinde den an kritische Realisten gestellten Ansprüchen nicht genügen, Reuter vermochte es um so überzeugender. Indem sich Fontane also ausdrücklich auf Fritz Reuter beruft, und zwar da, wo er von einer Literatur spricht, die auf „unsere eigenen zwei Beine“ zu stellen sei, wird ersichtlich, welche Richtung er meint: die kritisch-realistische, volksverbundene, volkstümlich-derbe, urwüchsig-humoristische, eine Richtung, die aber auch dem Regional-Heimatlichen verpflichtet ist.

Trotz seiner Verehrung der französischen und englischen Literatur und obwohl er bereitwillig anerkennt, daß Laurence Sterne in seinem

„Tristram Shandy“ zum Beispiel „Kühnheit und komische Kraft“ und verglichen mit Reuter das größere Genie bewiesen habe, stellt er sich wegen der schädigenden Kapricen bei Sterne, die „für die Majorität ungenießbar“ sind, gegen den Engländer und bekennt sich zu Reuter: „Im ganzen möcht ich doch sagen, daß mir die guten und besten Sachen Fritz Reuters höher stehen“.²⁸

Fontane versteht sich und sein Schaffen als einen Teil dieser Richtung, ohne zu übersehen, daß ihn manches wiederum aus ihr heraushebt und daß vieles ihn unterscheidet von denen, die er als Protagonisten schätzt, eben auch von Fritz Reuter. Ihm imponiert jedoch an Reuter, wie dieser den Realismus, die realistische Methode, meistert, und zwar mit Hilfe des Humors, der den Hintergrund sozialer und gesellschaftlicher Epochenkonflikte mitzeichnet. In Reuters humoristischer Epik mochte er einiges von dem verwirklicht finden, worin er das Wesen des Humors sieht, der „das Darüberstehen, das heiter-souveräne Spiel mit den Erscheinungen dieses Lebens, auf die er herabblickt, zur Voraussetzung“²⁹ hat. Denn bei Reuter ist in Ansätzen – sehr deutlich vernehmbaren allerdings – bereits vorhanden und erkennbar, was Fontane mit seiner Humorbestimmung ausdrücken will: Aus einer soliden progressiven Grundhaltung, die die Entwicklung in ihren Widersprüchen und ihrer sozialen Problematik begreift, erwächst eine Souveränität des historischen Urteilens und sozialen Wertens, zu deren ästhetischer Bewältigung der Humor einen der besten Wege darstellt. Nur die Souveränität im historischen und gesellschaftlichen Begreifen der Wirklichkeit ermöglicht jene heiter-überlegene Position, die zum Humor, zum olympischen Lachen führt.

Wo und von wem immer der Reutersche Humor in irgend einer Weise in Frage gestellt wird, in Fontane hat Reuter stets seinen Verteidiger. So schreibt Fontane am 24. Juni 1879 an seine Frau Emilie: „Was Du über Reuter und Dickens schreibst, ist richtig. Deshalb ziehen so viele Engländer Thackeray weit vor, trotzdem ich glaube, daß Dickens' Talent viel größer ist. Bei Reuter ist es mir nicht aufgefallen, ich bin sehr von ihm eingenommen, und was Du trivial, gröblich, kritiklos nennst, nenn ich humoristisch.“³⁰

Und viel später noch, als er im Jahre 1895 zwischen Leberecht Hühnchen und Unkel Bräsig ein Werturteil treffen soll, schreibt er an Georg Friedlaender: „...ich möchte Ihnen fast zustimmen – fast, nicht ganz – wenn Sie Leberecht Hühnchen über Onkel Bräsig stellen. Dieser ist schließlich doch gesunder und dauerhafter.“³¹

Nicht nur die literarischen Figuren Reuters – allen voran die Hauptgestalt der „Stromtid“, Unkel Bräsig – treten, je älter Fontane wird, deutlicher denn zuvor in sein Blickfeld, sein Interesse gilt zunehmend auch dem niederdeutschen Kulturboden, den regionalen mecklenburgischen Bedingungen, dem Atmosphärischen und dem Wirklichen der Lebensumwelt und den vielen Besonderheiten der Heimat Reuters, um, so scheint es, lange nach Reuters Tod noch ein wenig von dem nachzuempfinden und aufzuspüren, was den Mecklenburger Dichter formte

und seine plattdeutschen Dichtungen prägte. Am 6. Juni 1897 schreibt Fontane an Wilhelm Hertz: „Am Mittwoch will ich mit Frau und Tochter nach ‚Nijen Brannenburg‘ abdampfen, um Preußen zu vergessen, wozu Fritz Reuters Heimat – als eine Art Gegensatz – die beste Gelegenheit bietet. Ich stelle Rothspön und Onkel Bräsig höher als den ganzen Borussismus, diese niedrigste Kulturstufe, die je war.“³² Bei aller Verehrung für Fritz Reuter will er aber nicht einer unkritischen Verklärung der zurückgebliebenen Verhältnisse in Mecklenburg das Wort reden; es ist die Sehnsucht nach einem Gegenpol zu dem von Fontane gehaßten und immer schärfer kritisierten militaristischen Preußentum, die ihm die Feder führt. Und dieser Feder entstammt, als er am 3. 10. 1893 an Friedleander schreibt, was ihn an Enttäuschung und Verbitterung über Preußen bewegt, daß es hier „etablierte Mächte gibt, denen man sich unterwirft“. „Diese Mächte“, so schreibt er weiter, „sind verschieden: Geld, Adel, Offizier, Assessor, Professor... und das Hauptidol, der Vitzliputzli des Preußischen Kultus, ist der Leutnant, der Reserveoffizier.“³³ Fünf Jahre später verallgemeinert Fontane seine Preußenkritik, indem er am 14. Mai 1898, kurz vor seinem Tode also, an Gustav Keyssner schreibt: „Heer und Polizei bedeuten freilich auch eine Kultur, aber doch einen niedrigeren Grad, und ein Volks- und Staatsleben, das durch diese zwei Mächte bestimmt wird, ist weitab von einer wirklichen Hochstufe.“³⁴

Die „wirkliche Hochstufe“ findet Fontane natürlich auch in Mecklenburg nicht, doch daß er hier den alle Lebenswinkel beherrschenden borusischen „Mächten“ nicht ausgesetzt ist, das macht ihm dieses Land so angenehm: „Ich bin gern in Mecklenburg, wie in allen Ländern und Städten, die man in dem öden und dämlichen Berlinertum unsrer Jugend für Plätze zweiten Ranges hielt, während sie unsrem elenden Nest... immer überlegen waren.“³⁵ Der über die Monate Juni und Juli des Jahres 1897 sich erstreckende Aufenthalt Fontanes in Neubrandenburg, wo er „in dem eine Viertelmeile vor der Stadt gelegenen Augustabad, halb Hotel, halb Sanatorium“,³⁶ wohnt, bedeutet ihm mehr als Sommerfrische in binnenmecklenburgischer Seenlandschaft, er ist vornehmlich das, als was ihn Fontane selbst sieht, ein einstweiliges Refugium, abgeschirmt von allem Preußischen: „Seit gestern bin ich hier und hoffe von dieser Flucht in das eigentlichste weil Fritz Reutersche Mecklenburgerthum (er lebte hier 7 Jahre) das Beste“.³⁷ Und dieses „Beste“ des eigentlichen Mecklenburgertums war über die Werke Reuters längst zum geistigen Eigentum, zum rezipierten Erbe Fontanes³⁸ geworden und als solches, wie vermittelt und wenig augenscheinlich auch immer, in das Erzählwerk des großen kritischen Realisten Theodor Fontane eingeflossen.

IV

Über die Beziehungen zwischen Theodor Fontane und Fritz Reuter, diesen beiden bedeutenden Realisten der deutschen Nationalliteratur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sind im voraufgehenden zahlreiche

Fakten und Gesichtspunkte zusammengetragen worden, und es mag für den Leser der Fontane-Blätter, der ja über die vielfältige Pflege des Fontaneschen Erbes, die durch die Verlage der DDR, die Fontane-Blätter, das Fontane-Archiv in Potsdam und das Fontane-Zimmer im Neuruppiner Museum geleistet wird, hinreichend informiert ist, von Interesse sein zu erfahren, wie das literarische Erbe Reuters heute in der DDR, in seiner mecklenburgischen Heimat und insbesondere in seiner Vaterstadt Stavenhagen bewahrt, gepflegt und rezipiert wird.

In Stavenhagen gibt es seit den Feierlichkeiten zum 150. Geburtstag Fritz Reuters im Jahre 1960 das Fritz-Reuter-Literaturmuseum. Es ist keine Neugründung, sondern steht in einer Traditionslinie, die, wie bescheiden sie auch war, bis ins Jahr 1910 zurückreicht. Zu dieser Zeit nämlich wurde das Geburtszimmer Reuters im Stavenhagener Rathaus als Reuter-Stube hergerichtet und der Öffentlichkeit übergeben. Nach mehreren Versuchen in den Jahren 1949 und 1954, die Reuter-Stube in ein Reuter-Museum umzuwandeln, was aber immer nur in Ansätzen gelang, wurde das Reuterjahr 1960 der Anlaß, eine größere, repräsentative Stätte musealer Reuterwürdigung zu konzipieren und zu schaffen.

Die Stavenhagener Stadtverwaltung räumte ihr Rathaus, worin Fritz Reuter als Sohn des Bürgermeisters am 7. November 1810 geboren wurde, und stellte es für den Aufbau eines Reuter-Museums im Frühjahr 1960 zur Verfügung. Das Reuter-Literaturmuseum ist in 11 Räumen eingerichtet worden, von denen der Geburtsraum des Dichters, gestaltet als bürgerliches Wohnzimmer aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, die größte Anziehungskraft besaß.

Sonst aber mußte das neugestaltete Reuter-Literaturmuseum Stavenhagen überwiegend mit musealen Hilfsmitteln, Sekundärquellen und Fotoreproduktionen ausgestattet werden; denn es fehlte der Sammlungsfundus. An ihm, d. h. an seiner Vervollständigung, wurde in der Folgezeit von 1960 bis 1974 zielstrebig und mit großer Umsicht gearbeitet, so daß 1974, bei der Umgestaltung und abermaligen Erweiterung des Reuter-Literaturmuseums aus Anlaß des 100. Todestages Reuters entschieden bessere Voraussetzungen herrschten. Die Sammlungen boten nun eine Fülle seltener Primärquellen, z. B. mehrere komplette Werkhandschriften und etwa 250 Originalbriefe Reuters, sämtliche Erstausgaben seiner Werke, wertvolle Porträts des Dichters und von Zeitgenossen, zahlreiche Illustrationen seiner Bücher und Hunderte Stahlstiche und Steindrucke von Stätten und Städten, in denen Reuter gelebt und gearbeitet hat.

Das 1974 neugestaltete Fritz-Reuter-Literaturmuseum setzt sich das Ziel, Leben und Werk Reuters in ihrer Wechselwirkung auf die politischen, ökonomischen und sozialen Verhältnisse in Deutschland und speziell in Mecklenburg zwischen 1810 und 1874 darzustellen. Das gestaltete Reuterbild würdigt den aufrechten Demokraten, kritischen Realisten und volksverbundenen Humoristen, ohne den Blick vor den Widersprüchen in seiner Entwicklung zu verschließen.

Im ersten Raum wird ein Überblick über die nationale und politische Lage in Deutschland zwischen 1815 und 1870/71, insbesondere über die feudalabsolutistische Zerrissenheit, gegeben und Reuters oppositionelle Haltung dazu sichtbar gemacht. Mit Nachdruck wird auf die sozial-ökonomischen und politischen Anachronismen Mecklenburgs sowie auf den krassen Klassenantagonismus zwischen Junkern und Tagelöhnern verwiesen, sichtbar gemacht durch originale Sachzeugen, die den Gegensatz zwischen arm und reich deutlich hervortreten lassen. Dadurch erhält der Betrachter eine anschauliche Einführung in die gesellschaftlichen Verhältnisse der Reuterzeit und vermag wichtige Positionen in Reuters Entwicklung, Haltung und Dichtkunst zu erkennen. Er soll auch verstehen, daß der bemerkenswerte Aufschwung niederdeutscher Mundartliteratur nach 1848, ja, daß der nahezu zeitgleiche Aufbruch der plattdeutschen Dichter Klaus Groth, Fritz Reuter und John Brinckman zwischen 1852 und 1854 nichts Zufälliges darstellt, sondern parallel zur politischen Entwicklung als Erscheinungsform einer einstweiligen regionalen Aufächerung der Nationalliteratur in der nachrevolutionären Phase zu werten ist.

Die Räume zwei bis acht sind der biografisch-literarischen Darstellung von Leben und Werk Reuters gewidmet. Sie informieren umfassend an Hand von historischen Dokumenten, zeitgenössischen Bildnissen, Erstdrucken der Werke, Handschriften, kulturgeschichtlichen Sachzeugen und persönlichen Erinnerungs- und Besitzstücken Reuters, seiner Familie und seiner Freunde über das alte Stavenhagen, Elternhaus, Kindheit und Schulzeit, über Studium und Burschenschaftszeit in Rostock und Jena, über Demagogenverfolgung, Unersuchungshaft und Festungsarrest in preußischen Kasematten, über die Stromtid als Landmann auf mecklenburgischen Gütern, über Reuters Teilnahme an der antifeudalen Oppositionsbewegung in Mecklenburg und an der Revolution von 1848/49 und schließlich über die Lebens- und Schaffensstationen in Altentreptow, Neubrandenburg und Eisenach, unter besonderer Beachtung, Bewertung und Veranschaulichung seiner großen Vers- und Prosawerke. In die Abfolge dieser musealen Dokumentation sind als Verweilpunkte mit hoher emotionaler Wirksamkeit Interieurs eingefügt. Sie setzen sich aus geschmackvollen Möbelstücken, Sitzgruppen und Kleingegenständen zusammen, deren gesteigerter Reiz darin besteht, das sie überwiegend aus Reuters Wohnungseinrichtung stammen. An ihrer Ausstrahlungskraft und Faszination liegt es, wenn der Besuch des Museums auch zu einem nachhaltigen ästhetischen Erlebnis wird.

Raum neun befaßt sich mit Erscheinungen der Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte Fritz Reuters. Es wird gezeigt, daß Reuters Werke schon zu seinen Lebzeiten eine große nationale und internationale Verbreitung hatten, daß aber bürgerliche Ideologen und Interpreten oft ein verzerrtes und einseitig humoristisches Reuterbild propagierten. Aber auch die Gegenpositionen werden dargestellt, verfochten von führenden Vertretern der deutschen Arbeiterklasse. Interessante und bisher wenig bekannte Aussagen von Marx, Engels, Mehring, Zetkin und Thälmann sind Beweis

dafür. Ihre Wertungen und Wertschätzungen Reuters stehen am Anfang einer Kontinuitätsline, die, und sie ist anschaulich und überzeugend ins Bild gebracht, zu den Bemühungen und Ehrungen hinführt, die die Arbeiterklasse der DDR dem Werk Reuters zuteil werden läßt.

Raum zehn bringt unser Verhältnis zu Reuter zum Ausdruck. Er dokumentiert überzeugend, daß Reuter unser ist, daß seine Werke leben und daß sie vom Volk der DDR in Obhut genommen sind und vielgestaltig angeeignet werden. Eine Fülle von Schülerzeichnungen und volk-künstlerischen Arbeiten vor allem als Keramikkacheln, Kleinplastiken, Tonreliefs, Linolschnitten und auch Ölbildern, vermittelt eindrucksvoll, daß Reuters Kunst gerade in unserer Zeit eine große Wirksamkeit hat und daß seine volkstümlichen Gestalten im Bewußtsein der heutigen Generation fortleben.

Der elfte Raum des Museums ist das Geburtszimmer Fritz Reuters. Es wurde als bürgerliches Wohnzimmer aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts engerichtet und zeigt vor allem Möbel und Kleingegenstände aus dem Besitz der Eltern und dazu noch manches Interieurstück aus dem alten Stavenhagen. Von ihm geht ein besonderer historischer Reiz aus, der sich dem Betrachter mitteilt und in ihm tiefe emotionale Eindrücke erweckt.

In den Räumen zwölf und dreizehn befindet sich eine kleine Galerie zum Thema „Mecklenburg heute – wi hewwen Hüsung“, womit die Ausstellung im Reuter-Literaturmuseum ausklingt. Diese thematische Galerie ist fester Bestandteil des Dichtermuseums. In ihr sind vorwiegend Künstler des Bezirkes Neubrandenburg vertreten. Die ausgestellten Bildkunstwerke bieten in ihren realistischen Aussagen über unsere sozialistische Wirklichkeit auf dem Lande Lösungen an, in die das soziale Grundanliegen Reuters einbezogen ist.

Das Fritz-Reuter-Literaturmuseum Stavenhagen verkörpert unter Beachtung aller seiner Seiten und Funktionen eine Kombination von biografisch-literaturhistorischem Museum, memorialer Gedenkstätte (als barockes Geburtshaus mit memorial gestaltetem Geburtszimmer) und Forschungsstelle.

Als Forschungsstelle sind dem Reuter-Literaturmuseum zwei wichtige Aufgaben gestellt: Schaffung eines reichen Quellenbestandes und Erarbeitung von Dokumentationen, Zeitschriftenbeiträgen und Publikationen über Reuter und andere niederdeutsche Dichter und über Probleme der plattdeutschen Mundart. Am Museum wurde ein Handschriftenarchiv aufgebaut, das unter vielem anderem vier komplexe Werkmanuskripte zu Reuters „Herr von Hakensterz und seine Tagelöhner“, „Meine Vaterstadt Stavenhagen“, „Ut de Franzosentid“ und „De Urgeschicht von Meckelnborg“ und 250 Briefe von ihm enthält. Außerdem verfügt es über eine Fachbibliothek von 5 000 Bänden, darunter sämtliche Erstausgaben der Werke Reuters, über eine umfangreiche Fotothek, eine stattliche Grafiksammlung mit Hunderten Städteansichten Mecklenburgs und eine Zeitungsartikelsammlung mit rund 6 000 Pressebeiträgen über Reuter und das Niederdeutsche. Bisher wurden 22 wissenschaftliche

Arbeiten vollendet, z. B. Museumskataloge, Führungsschriften und Zeitschriftenaufsätze sowie die Edition „Briefe Fritz Reuters an seinen Verleger Dethloff Carl Hinstorff“, 1971, mit der eine echte Lücke in der Reuterforschung geschlossen werden konnte, und die völliges Neuland betretende wirkungsgeschichtliche Studie „Fritz Reuter im Urteil der Zeitgenossen“, 1975.

Neben dem Publizieren der Forschungsergebnisse gehören zur Öffentlichkeitsarbeit des Reuter-Literaturmuseums noch folgende Formen: Eine aus 35 gerahmten Tafeln bestehende Wanderausstellung zum Thema „Fritz Reuter – Dichter und Demokrat“ befindet sich im ständigen Einsatz, vor allem in Kulturhäusern auf dem Lande und in Dorfküben. Das sind vornehmlich auch die Stätten, wo die Mitarbeiter des Museums jährlich rund 50 Lichtbildervorträge über „Fritz Reuter – Leben und Werk“ halten. Großer Beliebtheit erfreut sich die seit Jahren nun schon durchgeführte Veranstaltungsreihe „Plattdeutscher Abend im Museum“. Es finden jährlich etwa sechs solcher niederdeutscher Leseabende statt, die viel Vergnügen an der plattdeutschen Mundart und der in ihr geschriebenen Literatur bereiten.

Das Fritz-Reuter-Literaturmuseum ist nicht nur zu einem kulturellen Mittelpunkt Stavenhagens, sondern zu einer vielbesuchten Kulturstätte für alle Bürger der DDR geworden. Von Juli 1974 bis Jahresende 1976 haben es 47 500 Menschen besucht. Aus dem kulturellen Alltag besonders der Bevölkerung im Norden unseres Landes ist es nicht mehr wegzudenken.

Anmerkungen

- 1 Brief von Luise Reuter an Marie Peters, vom 30. 8. 1867, in: Gaedertz, Karl Theodor: Fritz Reuter-Kalender auf das Jahr 1908, S. 60
- 2 Vgl. Gaedertz, Karl Theodor: Fritz Reuter, Reclam Verlag, Leipzig o. J., S. 226
- 3 Taylor, Bayard: Ein amerikanischer Brief aus Thüringen, in: Die Gartenlaube, 1868, Nr. 7, S. 110
- 4 Theodor Fontane: Aufzeichnungen zur Literatur. Herausgegeben von Hans-Heinrich Reuter, Berlin und Weimar, 1969, S. 345
- 5 Vgl. Schobeß, Joachim: Die Bibliothek Theodor Fontanes, in: Fontane-Blätter, Bd. 2, Heft 8, 1973, S. 561
- 6 Vgl. Ebenda, S. 556
- 7 Fontane an Georg Friedlaender, vom 8. Januar 1895
- 8 Fontane an Georg Friedlaender, vom 19. März 1895
Beide Briefe wurden zitiert nach Hay, Gerhard: Fontane als Kritiker Heinrich Seidels. Zu unveröffentlichten Briefen Fontanes, in: Fontane-Blätter, Bd. 2, Heft 8, 1973, S. 567 f.
- 9 Hierauf, insbesondere auf die an Reuter angelehnte atmosphärische Gestaltung von Pastoren- und Adelsszenen in „Unwiederbringlich“ und „Effi Briest“, verweist auch Kurt Batt in seinem beachtenswerten Aufsatz „Reuter und die Folgen“, in: Trajekt, Heft 10, Hinstorff Verlag, Rostock, 1976, S. 37
- 10 „Ellernklipp“, in: Theodor Fontane. Romane und Erzählungen in acht Bänden, herausgegeben von Peter Goldammer u. a., Aufbau Verlag Berlin und Weimar, 1969, Bd. 3, S. 292 – Sämtliche folgenden Werkzitate Fontanes sind dieser Ausgabe entnommen.
- 11 Ebenda, S. 229 f. – Weitere umfassende plattdeutsche Dialogpassagen finden sich in:
„Vor dem Sturm“, I, Bd. 1, S. 11 f.;

„Vor dem Sturm“, III, Bd. 2, S. 210 f.;

„Ellernklipp“, Bd. 3, Kap. 7, S. 295 ff.;

„Unterm Birnbaum“, Bd. 4, S. 203 bis 310.

Plattdeutsches Wortgut und plattdeutsche Dialogteile sind über die gesamte Erzählung verbreitet, besonders in den Szenen mit Müller Jeschke und Knecht Jakob.

- 12 „L'Adultera“, Bd. 3, S. 136
- 13 Ebenda, S. 142
- 14 „Cécile“, Bd. 4, S. 395
- 15 „Unwiederbringlich“, Bd. 6, S. 20
- 16 „Effi Briest“, Bd. 7, S. 9 f.
- 17 Ebenda, S. 27
- 18 Ebenda, S. 37
- 19 Ebenda, S. 227
- 20 Ebenda, S. 303
- 21 „Stechlin“, Bd. 8, S. 138
- 22 Fontane an Emilie Fontane, vom 9. Juli 1881, in: Fontanes Briefe in zwei Bänden, Aufbau-Verlag Berlin und Weimar, 1968, Bd. 2, S. 46
- 23 Fontane an Emilie Fontane, vom 22. 8. 1874, in: Theodor Fontane, Schriften zur Literatur, Aufbau-Verlag Berlin, 1960, S. 272
- 24 Fontane, Theodor: Wilibald Alexis (1873), in: Theodor Fontane, Schriften zur Literatur, a. a. O., S. 53
- 25 Ebenda, S. 69
- 26 Vgl. Brief Fontanes an Richard Dehmel, vom 17. 3. 1897, in: Fontane-Blätter, Bd. 2, Heft 8, 1973, S. 571 f.
- 27 Ebenda, S. 571
- 28 Fontane, Theodor: „Tristram Shandy“ (1873), in: Theodor Fontane, Aufzeichnungen zur Literatur, a. a. O., S. 126
- 29 Fontane, Theodor: Wilibald Alexis (1873), a. a. O., S. 68
- 30 Fontane an Emilie Fontane, vom 24. 6. 1879, in: Fontanes Briefe in zwei Bänden, a. a. O., Bd. 2, S. 13
- 31 Fontane an Georg Friedlaender, vom 8. 1. 1895, a. a. O., S. 567
- 32 Fontane an Wilhelm Hertz, vom 6. 6. 1897, in: Fontanes Briefe in zwei Bänden, a. a. O., Bd. 2, S. 428
- 33 Fontane an Georg Friedlaender, vom 3. 10. 1893, in: Ebenda, S. 317
- 34 Fontane an Gustav Keyssner, vom 14. 5. 1898, in: Ebenda, S. 438
- 35 Fontane an Wilhelm Hertz, vom 6. 6. 1897, in: Ebenda, S. 428
- 36 Das Fontane-Buch. Herausgegeben von Ernst Heilborn, Berlin, S. Fischer Verlag, 1919, S. 195
- 37 Fontane an Richard Dehmel, vom 10. Juni 1897, in: Fontane-Blätter, 1974, Bd. 3, Heft 3, S. 197
- 38 Vgl. Batt, Kurt: Reuter und die Folgen. Arbeitsnotizen zu einer wirkungsgeschichtlichen Skizze, in: Fritz Reuter 1810—1874, Gedenkschrift, Neubrandenburg 1974, S. 14 f.
Wieder abgedruckt in: Trajekt 10, Kurt Batt gewidmet, VEB Hinstorff Verlag Rostock, 1976, S. 26 ff.
Zwischen dem Verfasser und dem viel zu früh verstorbenen Freund und Vorbild Kurt Batt († 1975) hat es in den Jahren 1970 bis 1974 wiederholt Gedankenaustausche zur Wirkungsgeschichte Fritz Reuters gegeben. Während die diesbezüglichen Untersuchungen des Verfassers zu der 1976 abgeschlossenen Dissertation „Fritz Reuter im Urteil der Zeitgenossen und des zeitgenössischen Schrifttums“ (1853—1874) führten, ging Kurt Batt der Frage der literarischen Weiterwirkung Reuters nach und veröffentlichte seine Ergebnisse in der angegebenen Studie.

Georg von Gynz-Rekowski (Wernigerode)

„Ellernklipp“ und der Bäumler-Prozeß

Neue Erkenntnisse nach dem Auffinden der Prozeßakte

Im Oktober und November 1879 schreibt Fontane die Erzählung „Ellernklipp“, bietet sie mit einem Brief vom 14. März 1880 dem Redakteur der Westermanschen Monatshefte, Dr. Gustav Karpeles, zum Vorabdruck an und teilt dabei eine kurze Inhaltsangabe mit: „Nach Aufzeichnungen eines Harzer Kirchenbuches. Spielt unmittelbar nach dem Siebenjährigen Kriege in einem Harzdorf. Eifersucht des Vaters gegen den Sohn. Der Sohn fällt als Opfer, bis zuletzt auch der Alte den Visionen seiner Schuld erliegt. Hauptfigur: ein angenommenes Kind, schön, liebenswürdig, poetisch-apathisch, an dem ich beflissen gewesen bin die dämonisch-unwiderstehliche Macht des Illegitimen und Languissanten zu zeigen. Sie tut nichts, am wenigsten etwas Böses, und doch verwirrt sie regelrechte Verhältnisse. Sie selbst, ohne den Grundton ihres Wesens zu ändern, verklärt sich und überlebt das Wirrsal, das sie gestiftet.“¹

Mit dem Mädchen Hilde, das Fontane als die Hauptfigur der Erzählung vorstellt, präsentiert er einen Typ, auf den er mehrfach wiederkehrende Charakteristika seines literarischen Arsenal konzentriert. Er komponiert die Figur nicht aus Landschaft und Geschichte, sondern aus einem ihm typischen Kompositionsschema. Das Mädchen ist Kind einer feudalen Liaison, ähnlich der Jugend von Cécile. Jeweils ist dies nicht im deutlichen Umriß gesagt, sondern nur am Rand schemenhaft angedeutet. Das Gemüt der beiden Mädchen wird „languissant“ genannt, von matt schläfriger Blässe. Heißt es von Cécile: „Sie ist, trotz eines languissanten Zuges, oder vielleicht auch um desselben willen, eine Schönheit ersten Ranges“², so lautet die Bemerkung über Hilde: „Blaß und rotblond und matt und müde. Wir sagen ‚languissant‘, und ich denke, wir wissen, was es meint.“³ Rotblondes Haar zeichnet beide Gestalten aus, und beiden breitet sich zeitweise auch eine gleiche Landschaft. Wie nicht fern vom Försterhaus im „Ellernklipp“ sich das unheilswangere Elsbruch befindet, so wandern das später auch im Tod endende Liebespaar Cécile und Gordon auf dem heiteren Spaziergang von Thale nach Altenbrack über ein Elsbruch, hinter dem das ehemalige Jagdhaus Todtenrode steht.

Beide Frauengestalten, auch schon als aufblühende Mädchen, stehen in der rivalisierenden Liebe zweier Männer. Dieses Motiv durchzieht fast das ganze Romanwerk Fontanes, gipfelnd in „Effi Briest“, wobei in „Ellernklipp“ nicht ein Ehemann die Rechtsordnung vertritt, sondern der Pflegevater selber zum Liebhaber, dann Ehemann wird und diesen Weg und Wandel durch den Mord einleitet. Aus dem ihm eigenen Kompositionsschema gibt Fontane daher der in der „Mordgeschichte“ offenen Frage, aus welchem Grund „den 28ten Jun. morgens gegen 1 Uhr Johann Michael Bäumler ein Jäger Bursche durch mordrische Hand seines Vaters erstochen, worann er bald darauf verschieden“⁴ eine Antwort, die lautet: Eifersucht des Vaters gegen den Sohn. Mit der

Wirklichkeit des Geschehens hat dies nichts zu tun, es formt sich alles aus Fontanes eigener Psyche und seinem literarischen Vermögen. Zu seiner Psyche gehört die Lust an der sehr egoistischen Motivierung des Unheimlichen, Grausigen, ganz gleich ob, wie in „Grete Minde“, dabei eine ganze Stadt verbrennt oder in „Ellernklipp“ der Vater seinen Sohn tötet. Nicht, daß er dies tut, erfährt der Leser als grausige Anomalie, sondern daß er dies ohne eine Spur von Scham und Reue tut und für lange Zeit noch trägt, sich in Freuden den Gewinn dieses Mordes nimmt, die Ehe mit dem Mädchen Hilde. Das Urteil, das Fontane über Napoleon in der Schlacht von Austerlitz gibt, pointiert auch seine eigene Psyche: „Er (Napoleon) hat sich nie glänzender bewährt als in dieser Austerlitzer Aktion, auch in Nebensächlichkeiten nicht, auch nicht in jenen Impromptus und witzigen Einfällen auf dem Gebiet des Grausigen, die so recht eigentlich das Kennzeichen des Genies sind.“⁵ 1879, während seines Sommeraufenthaltes in Wernigerode, da er die Idee für „Ellernklipp“ faßt, schreibt er diesen Satz im Konzept zu „Schach von Wuthenow“, bereitet damit nicht auf dem Schlachtfeld, aber auf dem Feld seiner schöpferischen Produktion einen Einfall auf dem Gebiet des Grausigen vor.

Seine Arbeitsweise ist seit Jahren die gleiche, wie er dies schon 1872 mitteilt: „Ich sammle jetzt Novellenstoffe, habe fast ein ganzes Dutzend, will aber mit der Ausarbeitung nicht eher vorgehn, als bis mir noch mehr zur Verfügung stehn. Es liegt für mich etwas ungemein Beruhigendes darin, über eine Fülle von Stoffen disponieren zu können.“ Das Auswahlprinzip aus solcher Stoffsammlung gibt Fontane dann sehr genau an: „Sogenannte ‚interessante Geschichten‘, wenn es Einzelvorkommnisse sind, sind gar nicht zu gebrauchen; es kommt immer auf zweierlei an: auf die Charaktere und auf ein nachweisbares oder poetisch zumutbares Verhältnis von Schuld und Strafe. Hat man das, so findet der, der sein Metier versteht, alles andre von selbst. Die Nebendinge lassen sich erfinden, aber die Hauptsache muß gegeben sein; diese Hauptsache ist aber in der Regel ganz kurz, während die Nebendinge in die Breite gehen.“⁶

Ob es Fontane gelang, psychologisch einsichtige Charaktere zu schaffen, teilt schon nach dem ersten Erscheinen der Erzählung die Kritik mit. Schwärmt eine: „Für verwöhnte Leser eine willkommene Lektüre“, so sieht eine andere: „Der Mangel der Erzählung liegt in der Entwicklung der Charaktere. Mitten durch die Erzählung geht etwas wie ein Riß.“⁷ Dieser Riß geht durch die eigentliche Hauptfigur der Erzählung, den Pflegevater Baltzer Bocholt. Das „nachweisbare oder poetisch zumutbare Verhältnis von Schuld und Strafe“ ist hier kaum gegeben, nachweisbar überhaupt nicht, poetisch zumutbar auch nicht. Obwohl Fontane den Bocholt einleitend wie durchgängig als die alles entscheidende und handelnde Person darstellt, sieht er seine ureigenste poetische Schöpfung, das Mädchen Hilde, als die Hauptfigur, nicht die historisch vorgegebenen, Vater und Sohn.

Während Fontane für andere Erzählungen sehr um chronikalische Vorarbeit bemüht ist, so für „Schach von Wuthenow“ 1878/79, verzichtet er darauf gänzlich für „Ellernklipp“, obwohl Auskünfte sich ihm angeboten hätten, hätte er sich darum bemüht. So kommt es zu Mißgriffen und Formulierungen, wie im Platt der Einheimischen, die Fontane hätte vermeiden können. Baltzer Bocholt stellt er als einen „gräflichen Heide-reiter“ vor⁸, eine Dienstbezeichnung, die es hier nicht gibt. Bei der wissenschaftlich hervorragenden und auch auskunftsfreudigen Leitung des damaligen gräflichen Archivs in Wernigerode durch Archivrat Dr. Eduard Jacobs hätte Fontane bereitwillig Auskunft finden können, hätte er Bedürfnis danach gehabt und Erkundigungen zumindest über den gräflichen Forst und seine Bedienten eingezogen. Dazu läßt auch die Eintragung im Ilsenburger Sterbe-Register 1752 ein, da der Sohn Johann Michael Bäumler mit Namen und als Jägerbursche hier genannt wird, der Vater aber anonym verbleibt. Das Alter des Sohnes von 19 Jahren läßt auch ungefähr auf das Alter des Vaters schließen.⁹ Bei der Nachfrage nach den Bewohnern von Ilsenburg, speziell nach den etwa um 1750 im gräflichen Dienst stehenden, hätte Dr. Jacobs Herrn Fontane auf diese allgemeine Frage hin die „Specificatio deren angeseßnen Einwohner so theils von Ilsenburg ablegen, theils herrschaftliche Bediente und Hütten Leute von 1741“ vorgelegt: Ein tabellarisches Formular, auf dem untereinander die Personen aufgeführt sind in den Rubriken ‚Nahmen der angeseßnen Einwohner / Wovon sie sich nähren / Söhne über 15 Jahre‘.¹⁰ Eingeleitet ist die Liste vom aktiv diensttuenden, dann pensionierten Forstmeister, es folgen Sägemüller und schließlich mit und ohne „Herr“ angeführte Namen, die alle sich von „herrschaftlichem Salarium“ nähren, darunter Herr Bäumler. Er ist also in gräflichem Dienst mit festem Gehalt. Nur ist bei keinem dieser Namen die Dienststellung angegeben. Auch wird bei Herrn Bäumler kein Sohn erwähnt, sofern unter diesem der Vater zu verstehen ist. Doch ein Sohn war ganz gewiß vorhanden, er war 1752 neunzehn Jahre alt, demnach 1741 unter 15 Jahre, nämlich acht Jahre.

Unter dem allgemeinen Titel des gräflichen Stolberg-Wernigerödischen Forstes hätte Herr Archivrat Dr. Jacobs 1879 Herrn Fontane dann eine Akte finden und vorlegen können, die den Dienstweg des Herrn Bäumler betrifft, tatsächlich des Vaters, da am Ende der Sohn auch erwähnt wird. Die Akte ist betitelt auf die letzte Bestallung: „Bestallung des Wald-Schreibers Joh. Christoph Bäumlers zu Ilsenburg den 4^{ten} January 1747“¹¹, umfaßt aber auch die früheren. Als älteste liegt diejenige vom 16. April 1737 vor, da „Wir Christian Ernst zu Stolberg, Wernigerode etc. uhrkunden und bekennen, daß Wir Johann Christoph Bäumlern zu Unsern Jäger angenommen und bestellet haben“, mit 60 Thaler Jahresgehalt, freier Wohnung, Holzdeputat und Schießgelder für erlegtes Wild. Damit wüßte Fontane erst einmal den vollen Namen des gesuchten Helden für die Erzählung: Johann Christoph Bäumler, 1737 zum gräflichen Jäger bestellt. Eine andere archivalische Quelle wird später noch präziser belehren, daß Bäumler als Jäger für eine besondere Gattung Wild

bestellt wird, nämlich als „Feder-Schütze“ auf Federwild, vom Auerhahn bis zur Schnepfe. Zwei Jahre dauerte diese Tätigkeit nur, dann wird der bisherige Jäger zum Förster bestellt. Die vom Archivrat vorgelegte Akte enthält die Formulare „Formula juramenti des Försters Johann Christoph Bäumlers“, den Diensteid, den er „in Präsenze des Herrn Oberforstmeisters v. Schubarths und Herrn Cammerrath Bierbrauers den 28. Jan. 1739 totu corporali würdig ablegt.“

Von seiner Residenz auf Schloß Wernigerode verfügt der regierende Graf erneut am 1. Februar 1742 an Johann Christoph Bäumler, „Unseren Förster Bäumler wollen Wir, wie bishero also ferner beyde Ilsenburgischen Reviere so viel die Holtznutzung anlanget, dergestalt dessen daß er einen Purschen halten, über Einnahme und Ausgabe wegen beyder Reviere eine Rechnung führen und von denen Acciscentien aus beyden Revieren, die ihm nach Unserer Verordnung vom 21. März a. p. (= 1741) nunmehr gnädig zugestanden werden, 71 thlr. baar herausgeben soll, von welchen 70 thlr. der Holzknecht, welcher auf den Eckerkrug oder zu Stapelburg wohnen muß, 40 thlr. erhält, und 30 thlr. an den Forstbereuter Stockmern auf einen Purschen gegeben werden.“ Mit Forstbereuer Stockmern ist der Forstbereiter Stockmar gemeint, der in der Schreibung „Herr Stockmann“ in der Einwohner- und Bedienten-Specificatio von 1741 unmittelbar vor Herr Bäumler erscheint.

Da Forstaufsicht nun Bäumlers Dienstaufgabe ist, wird die Jagd ihm nur beschränkt zugewiesen: „Zum Pirsch-Revier wird gedachtem Unsern Förster Bäumler von nun an nichts weiter angewiesen als aus Unsers Oberforstmeisters bisherigen Reviere angehet, biß auf den Königs Kohl, von dar auf die Hohewand vor dem Renneckenberge von der linken Hand auf den alten Weg, so auf die Capelle stost, von dar auf die Schierkesche Grentze, bis ans Brockenhauß, und von dar in den Gellbeck, bis in die Ilse, doch daß die Gehege, ein vor alle mahl verschonet bleiben, und nichts ohne Unseres Jägermeisters Befehl geschossen werde...“

Die Aufzählung der Forstorte hätte Fontane gewiß als ihm gleichgültig schnell überflogen, wäre von Herrn Archivrat aber wohl aufgeklärt worden, ein wie umständlicher Weg von Ilsenburg nach Wernigerode führt, wenn er durch „hohen Tannenwald“ gehen würde, da er dann teilweise die genannten hoch gelegenen Förstereien passieren müßte.

Die lt. Dienstakte titelgebende Bestallung Bäumlers folgt am 4. Januar 1747, wieder auf Schloß Wernigerode verfügt. Wie Stockmar erscheint Bäumler eigentlich hier auch als Forstbereiter, da die Bestallung lautet: „Bestallung des bisherigen reitenden Försters“, abgelöst von der Aufsicht des Forstes, „zum Waldschreiber, daß derselbe mit denen Revier-Bedienten gedoppelte Lohn-Bücher halte, nemlich über jeden Hau oder Hey eines, worinn alle Waldeffecten, wenn selbe in Hauerlohn abgenommen, mit des Hauers Nummer und Forsters Nahmen bemerket, so eingetragen werden sollen, wie beygehendes Formular“ etc. An sehr verantwortlicher Stelle steht nun Bäumler als Waldschreiber, verwaltet den Holzschlag, Holzverkauf und die Holzlagerung auf den Waldhöfen. Sein jährlich

bares Gehalt beträgt nun 200 Taler nebst freier Wohnung, Garten, Wiese und Holzdeputat.

In Wernigerode, am 18. Januar 1747, bestätigt Bäumler die neue Dienststellung: „Und ich Johann Christoph Bäumler acceptire vorstehende Bestallung meiner schon vorfür Gnädig. Herrschaft Hochgräfl. Gnaden geleisteten Pflicht, derselben in allen Stücken, so viel Gott Gnade und Kräfte dazu verleihen wird, aufrichtig und redlich nach zu leben. Uhrkundlich meiner eigenhändigen unterschrift und bey getruckten Hand Petschafts so geschehen Wernigerode den 18 ten Jan. 1747.“ Die Handschrift deutet auf einen energischen Mann. Für die gut dotierte und mit viel Geldwirtschaft verbundene Stelle hat Bäumler eine Kautio[n] zu zahlen. In seinem „Gehorsamten Bericht an die Hochgräfl. Stolberg-Wernigeröd. Cammer“ vom 16. Januar 1747 von seiner Wohnung in Ilsenburg aus legt er seine finanzielle Lage dar, daß „ich diese schwehre und zugleich hohe Caution aber nicht machen kann, indem ich gar nichts im Vermögen habe, auch keinen Freund, der etwa vor mich Bürge würde finden...“ Im weiteren Verlauf des Berichtes wird Bäumlers Wohnung genauer bekannt, auch ein Bild von den Alltagsorgen seiner Stellung, die den Namen des bekannten Oberforst- und Jägermeisters v. Langen nennen, den Lehrer und zeitweiligen Vorgesetzten des noch bekannteren Oberforst- und Jägermeisters v. Zanthier, der ab 1748 die Oberaufsicht über alle gräflichen Wernigeröder Forsten führte. Bäumler berichtet: „Die noch schuldigen Forstrechnungen würden schon längst abgelegt sein, es kam aber der Herr Hofjägermeister von Langen 1744, als ich den 31 ten August von dem Schloß auf den Waldhof gezogen, mit allen seinen Leuten de Cammern welche sie nur wolten abgeben... Auch muste (ich) den Herrn Hofjägermeister mit seinen Leuten 18 Wochen speisen... Es kann Hochgräfl. Cammer hieraus leicht ersehen, warum daß ich die Forstrechnungen noch schuldig bin, wil aber mit allen Fleiß arbeiten, daß solche so bald wie möglich fortgeschafft und hochgräfl. Cammer genüge leisten.“ Schon vor der Ernennung zum Waldschreiber zog Bäumler als Förster von der Dienstwohnung am Schloß in diejenige am Waldhof, im Ilsetal an der Hauptstraße dort gelegen, wo der Weg zum Buchberg abzweigt. Für das Ausbleiben der Kautio[n] wird entschieden: „Weil sich nun endlich gefunden, daß der W. S. (Waldschreiber) Bäumler nicht in Stand sey, caution zu bestellen, so ist in der Renthey genau dahin zu sehen, daß derselbe seinen Cassen-Bestand alle Monath prompt einsenden, in dessen Ermangelung aber sogleich der Cammer Anzeige geschehe. Wernigerode, den 9. May 1747.“

Die Bestallungs-Akte zeigt keine weiteren Veränderungen im Dienstverhältnis und in der Dienststellung an. Nur vermeldet sie für 1748 eine schwere Erkrankung. Die gräfliche Kammer schreibt darüber an den für Ilsenburg zuständigen Forstmeister Eisenbeil: „Es wird bekandt sein, daß der W. S. Bäumler zu Ilsenburg schwerlich krank liege. So sollen alle Gelder wehrender des W. S. Kranckheit allwöchentlich eingenommen und richtig an die Renthey gesandt werden müssen; inzwischen auch auf die Wirthschaft des W. S. Sohnes so viel thunlich seyn will, genaue

acht haben, doch so, daß derselbe die Absicht nicht mercke. Wernigerode, den 1. Juny 1748.“

Beim letzten Satz hätte Fontane aufmerksam werden müssen. Nicht nur wird hier erstmals der Sohn genannt, von dem aus dem Kirchenregister der volle Name Johann Michael Bäumler bekannt ist, sondern zugleich mit einer zweifelhaften Beurteilung. Etwas Dubioses umwittert ihn. Für die bedeutenden Geldsummen, die durch die Wirtschaft und damit das Haus des Waldschreibers fließen, scheint es notwendig zu sein, den Sohn zu beobachten. Fünfzehn Jahre ist er alt, also im Alter eines Lehrlings, da mit neunzehn ein Jägerbursche, so jetzt vermutlich am Beginn dieser Lehrzeit offenbar in des Vaters Haus und Aufsicht. Das Vertrauen zum Sohn ist dienstlich nicht das beste.

Ist aus den Chargen im Avancement des Waldschreibers herauszulesen, daß seinem Dienst bis zur nun erfolgten Erkrankung mit Vertrauen begegnet wurde, so steht am Anfang der Laufbahn des Sohnes nicht so „Ehrpussliges“, wie Fontane es nennt. Von diesem psychologischen Moment ausgehend, hätte Fontane gefragt, ob nun in Kenntnis der Dienstjahre des Vaters bis 1748 nicht auch Näheres über die Familie Bäumler hier zu erfahren sei. „Gewiß“, hätte des Archivrats Dr. Eduard Jacobs Antwort gelautet, „aber nicht hier im Archiv, sondern, wenn Sie sich die Mühe machen wollen, in den Kirchenbüchern der zuständigen Gemeinde, also in Ilsenburg. Vorsichtshalber könnten Sie auch, da Bäumler ein gräflicher Bedienter war, der zuvor in Wernigerode wohnte, in das Kirchenbuch der hiesigen S. Pantaleon-Gemeinde einsehen. Damit meine ich die Wernigeröder Schloßgemeinde, die eine eigene Parochie bildet.“

So wäre Fontane nach der ersten archivalischen Forschung weitergewiesen worden, und beim Hinausgehen aus dem prächtigen Barockbau im Lustgarten zu Wernigerode hätte er sich vielleicht mit Dank noch einmal umgedreht und zugleich mit der Frage, ob denn nicht über die Mordgeschichte aktenkundig etwas zu erfahren wäre. „Begegnet ist sie mir urkundlich noch nicht“, hätte Dr. Jacobs geantwortet, „aber ich will noch einmal die Abteilung ‚Criminalia‘, die dafür zuständig ist, durchsehen. Wenn die Geschichte, wie das Sterberegister Ilsenburg behauptet, wirklich ein Mord war, dan handelt es sich um ein Kapitalverbrechen, das höheren Orts und nicht hier zu verhandeln war.“ Fontane folgt der gewiesenen Vorsicht und begibt sich zum Rendanten der S. Pantaleon-Gemeinde. Schon der Blick ins Namen-Register zeigt, daß in der Tat hier einmal der Name Bäumler vertreten ist, im Tauf-Register 1737 Nr. 7. Dort ist folgende Eintragung zu lesen: „Den 25 t. Juli des nachmittags um 1 Uhr ist dem Feder Schützen Johann Christoph Bäumeler eine Tochter gebohren, deren Paten 1. der H. Bereuter H. Johann Ernst Luggler Jahn 2. der Jagt Laquai Johann Andreas Gödeke 3. des Hegebereuters H. Johann Michael Feuerstacken J. Tochter Christiana Sophia 4. des Bürgers und Schuhmachers in Ilsenburg Mstr. Georg Ernst Schneevogts Ehefrau Anna Amalia. Des Kindes Name Christina Amalia.“

Weder Copulierung, d. h. die Eheschließung, noch die Geburt und Taufe des Sohnes Johann Michael sind hier zu finden, nur Geburt und Taufe dieser Tochter, die zur Zeit der Mordgeschichte dann knapp fünfzehn Jahre alt ist. Wie Pate „vier“ ausdrücklich als wohnhaft in Ilsenburg angegeben ist, wohnen die anderen in Wernigerode oder unmittelbar am Schloß oder in Nöschenrode. Das trifft auch für die Familie Bäumler zu, den Vater, dessen Jägerberuf hier sehr genau als ein Federschütze benannt ist, die dem Namen nach unbekannt verbleibende Mutter, der Sohn und die nun geborene Tochter. Mit dem schon etwas vermehrten Wissen über die Familie Bäumler begibt sich Fontane nach Ilsenburg, wo wegen der viel kleineren Verhältnisse keine Trennung von Schloß- und Dorfgemeinde vorliegt. Das Sterbe-Register ist ihm bekannt. Er prüft aber noch einmal, daß in diesem, außer dem Tod des Sohnes am 28. Juni 1752, der Name Bäumler nicht mehr vorkommt. Vielleicht ist aber noch ein Kind geboren. Nein, auch das ist nicht angezeigt. Aber Fontane weiß, daß es aufschlußreich sein könnte, dennoch das Taufregister sehr genau durchzulesen, da der Name Bäumler auch als Pate auftauchen kann. Er findet nicht nur diesen, sondern auch andere, die ihm nun schon als gräfliche Bediente und Bewohner von Ilsenburg aus der „specificatio deren angeseßenen Einwohner“ von 1741 bekannt sind. Er könnte also für die Erzählung zutreffende Namen sammeln. 1743 findet er Herrn Bäumler als Pate bei der Taufe Nr. 29 dieses Jahres, zusammen mit Herrn Abeßer und Frau Stockmannin. War dies' im Juli, so erscheint bei der Taufe Nr. 47 im September Frau Bäumlerin als Pate, wieder mit Frau Stockmannin und dem Faktor Hoptstock von der Eisenhütte. Und im Oktober 1743 steht bei Nr. 51 wiederum Herr Bäumler Pate. 1746 Nr. 14 ist Frau Bäumlerin erneut Pate, im selben Jahr noch einmal unter Nr. 28, nunmehr bei Abeßers Sohn. Im Oktober testiert Herr Bäumler unter Nr. 34 zusammen mit Forstmeister Schomburg als Pate. 1747 erscheint Frau Bäumlerin wieder zweimal als Patin, und zwar unter den Nummern 19 und 42, zuletzt mit Frau Forstmeisterin Schomburgen. Am 14. Januar 1748 finden wir unter Nr. 4 eine sehr junge Patengesellschaft: Zwei junge Männer, zwei junge Mädchen. Unter den Jünglingen finden wir erstmals Johann Michael Bäumler, der 1733 geboren, jetzt fünfzehn Jahre alt ist. Er war vor der Konfirmation nicht zum Patenamnt berechtigt. Als „Monsieur Bäumler“ tritt der Vater 1749 erneut unter Nr. 7 auf. Weitere Eintragungen sind: Die Mutter am 2. Februar unter Nr. 8 bei der Taufe des Faktor Hopstocks Sohn, zusammen mit einem Hauptmann, dem Katecheten, dem Organisten und Frau Abeßerin, noch einmal „Monsieur Bäumler“ 1750 unter Nr. 9, unter Nr. 14 desselben Jahres Frau Bäumlerin, am 15. September 1751 zum erstenmal Christiane Amalie Bäumler als Patin (Nr. 29), da 1737 geboren und am Palmsonntag 1751 konfirmiert.

Damit enden alle Eintragungen in den Registern der Kirchenbücher zu Ilsenburg, bis auf den Tod des Sohnes 1752. Hätte Fontane nicht die Kenntnisse aus dem gräflichen Archiv, könnte er aus dem Kirchenbuch Beruf und Dienststellung von Herrn Bäumler nicht herauslesen. Wir

finden einmal einen „Herrn“ Bäumler und ein ander Mal den „Monsieur“ Bäumler. Unabhängig davon wird uns das Bild einer bürgerlich soliden Familie vorgeführt. Fast jedes Jahr wird ein Familienmitglied einmal zu einer Taufe als Pate gebeten. Die Taufe am 14. Januar 1748, der erstmals als Pate der Sohn beiwohnt, ist als eine sehr fröhliche vorzustellen, da nur Jugend die Patengesellschaft bildet.

Hätte Fontane den Weg nach Ilsenburg gefunden, so würde sich bei ihm bereits schemenhaft der Typ des Sohnes herausgebildet haben. Neben diesen stand der bis zu seiner Erkrankung im Dienst so tüchtige Vater. Fontane resümiert noch einmal kurz die bisher erfahrene Biographie der Familie, die aus unbekannter, nicht nachweisbarer Gegend 1737 in Wernigerode erscheint, eine junge Ehe mit einem vierjährigen Sohn, dem am 25. Juli 1737 das Schwesterchen geboren wird, während der Vater seit dem 16. April dieses Jahres als Jäger beim Grafen Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode tätig ist. Mit der Ernennung zum Förster über die Ilsenburger Reviere 1739 zieht er nach Ilsenburg, zuerst aufs Schloß, dann auf den Waldhof. Hier avanciert er zum Waldschreiber im Jahre 1747, diensttüchtig und anerkannt, bis er 1748 erkrankt, vermutlich im Mai. Das Zusammenleben der Familie Bäumler mit den Bürgern Ilsenburgs zeigt sich von keinem nachweisbaren Zwist getrübt, nur gegenüber dem Sohn besteht ein Mißtrauen.

Im gräflichen Archiv zu Wernigerode hätte Herr Archivrat Dr. Jacobs nun Herrn Fontane sehr freudig empfangen können, wäre dieser überhaupt gekommen und hätte er selber je nach einem „Fall Bäumler“ geforscht. In einer sehr langen und wissenschaftlich wie publizistisch ausgefüllten Dienstzeit als Leiter des gräflichen, ab 1890 fürstlichen Archivs, von 1866 bis 1916, findet sich bei Herrn Archivrat Dr. Jacobs nicht eine Spur, daß er diesen interessanten Fall gekannt hätte. Das wundert uns umso mehr, da manche Detailuntersuchungen von Dr. Jacobs zu den merkwürdigsten und entlegensten Dingen vorliegen. Der Forscher hätte allerdings in der Abteilung „Criminalia“ vergebens gesucht. Die Akte findet sich in einem ganz anderen Zusammenhang. Die Akte über den Prozeß Bäumler existiert also tatsächlich!

Es wäre beiden, dem Archivrat und Herrn Theodor Fontane, aufgefallen, daß der Tod des Waldschreibers Bäumler in Ilsenburg nicht verzeichnet ist. Die traurig schöne Legende von der Reue und Buße des Vaters, der sich am Tage der Beisetzung des von ihm gemordeten Sohnes von einer Klippe nahe Ilsenburg stürzt, ist damit schon hinfällig. Jeder Tod wird im Sterberegister verzeichnet, auch ein Selbstmord. Nur an der Zeremonie der Beisetzung kann dieser etwas ändern. Außer dem Sohn Johann Michael fand niemand von der Familie Bäumler den Tod in Ilsenburg. Nach Ausweis der Kirchenbücher existierte die Familie Bäumler nach dem Tode des Sohnes 1752 dort nicht mehr. 1751 übernimmt die Tochter Christina Amalia eine Patenstelle. Eine Eintragung mit dem Namen Bäumler gibt es dann nicht mehr. Bis zum Fortzug der Familie von Ilsenburg muß der Vater gelebt haben, denn das Gegenteil ist urkundlich nicht zu belegen.

Nehmen wir die Begegnung und das Wiedersehen des Schriftstellers Theodor Fontane mit dem gräflichen Archivrat Dr. Eduard Jacobs in Wernigerode an. Letzterer hätte den Benutzer Fontane in das Besuchs-
zimmer des Archivs gebeten, wo er – der Archivleiter – die Dienstakte Bäumler bereits eingesehen hatte. Hier hätte er dem Schriftsteller ein Konvolut von dreißig handgeschriebenen Seiten vorgelegt mit dem Titel „Fragmenta Actorum, den Bäumlerschen Inquisitions-Proceß betreffend, de 1752 sq.“¹² „Nur fragmentarisch“, hätte Dr. Jacobs gesagt, „leider, da ohne Prozeßschluß und auch ohne Verhör-Protokolle, sowohl an dem immer ‚Inquisit‘ genannten Angeklagten Johann Christoph Bäumler wie auch an den Zeugen.“ Jedoch wird eingehend aus den Protokollen zitiert und besser als in diesen auf das Wesentliche konzentriert. Drei Gutachten fassen das bisherige Verhandlungsergebnis zusammen, von drei Juristen der gräflichen Regierungskammer aufgesetzt, nicht ohne Widerspruch untereinander. Doch alle Gutachten sind auf die eine Kardinalfrage gezielt und konzentriert: Geschah ein Mord oder nicht? Dann folgt ein letztes zusammenfassendes Gutachten, das dieser Frage dann wohl die entschiedene Richtung und Antwort gab. Am 1. Februar 1753 beauftragt der regierende Graf den Hofrat Blum ein rescript an die Regierung aufzusetzen, wegen triftiger ursache dieses mahl acta zu einem informat auf einer juristischen facultæt zu schicken.“¹³ Der am gleichen Tag aufgesetzte Entwurf zu diesem Schreiben lautet: „Christian Ernst Graf zu Stolberg etc. . . . Wir haben aus triftigen Beweg-Ursachen resolviret, die Baeumlerschen Inquisitions acta zu Einholung eines Informats auf eine nach Eurer Wilkühr zu erwählenden Juristenfacultæt verschicken zu laßen, wannenhero wir auch solches zu weiterer besorgung hierdurch bekindt machen, und übrigens mit Gnaden wol zugethan verbleiben.“

Im Februar 1753 geht das Schreiben von Wernigerode ab. Über das juristische Gutachten ist uns nichts bekannt. Am 5. Januar hatte noch der Erbgraf Henrich Ernst sich eingeschaltet, um noch einmal Fragen über Bäumlers Verhaftung und die Vereidigung von Zeugen zu klären. „Längstens morgen über 8 Tage G.G. hätte gern Acta cum desideratis zurück“, notierte er am genannten Tag. Fangen Sie bei diesen letzten Wünschen und Fragen an, Herr Fontane, da diese vermutlich Ihren Vorstellungen am besten entgegenkommen.

Nehmen wir an, Fontane tat es, so hätte er aus dieser korrekt archiva-
lischen Unterlage notieren können: „Findet sich bey den Inquisitores Acten keine Registratur, wie der Inquisit eingefangen worden. Da aber sehr glaublich, daß er sowohl zu des Folen Hirten Fricken Frau auf dem Scharffenstein, als zu denen, die ihn von da herunter gebracht, manches von dem begangenen Mord werde erzehlet haben; so könnte zu mehrerer Erläuterung des facti dienlich seyn, wann diese eidlich ver-
höret würden.“¹⁴ Also doch ein Mord, hätte Fontane befriedigt aufgeatmet, und auch ein Stein, ein Klippe. Bevor er nun die ganze Akte von vorn an liest, gibt Dr. Jacobs noch die Auskunft, daß der Scharffenstein eine Klippe zwischen Ilse und Ecker ist. Hier befindet sich ein

Viehhof, vom Ilsenburger Marstall als Sommerweide für die Pferde genutzt. Daher finden wir auch dort einen Fohlenhirt.

Da der über einhundertdreißig Seiten umfassende Folioband mit den Verhören und Zeugenaussagen nicht mehr vorhanden ist, bietet das Gutachten des Hofrats v. Vogelsang noch den ergiebigsten Extrakt. Der Zeuge Christian Regensburger, zweiunddreißig Jahre, wird hier zitiert: „Von der Bäumlern vor drei Jahren zu Hülfe gerufen und zu dem Bäumlern in die Stube kommen, den Inquisitum bei den schu(h)en stehend und neben demselben eine aufgezugene Flinte, der entleibte Sohn aber bei der Thür an einem Tisch stehend, und neben ihm einen Hirschfänger liegend, angetroffen. Der Inquisit habe an der rechten Seite des Gesichts viel Blut gehabt, dem Sohn aber wären das Hemd zerrißen gewesen und habe der Inquisit den aus der Stube gehenden Sohn nachgerufen, gehe nur hin, ich will es melden, dir soll die Hand abgehauen werden.“

Zu diesem Auftritt zwischen Vater und Sohn wird auch Frau Bäumlern als Zeugin vernommen, wobei nun auch ihr voller Name bekannt wird: „Inquisitens Frau Eve Elisabeth Heinin“, also Frau Eva Elisabeth Bäumlern geb. Heine. Sie datiert den Auftritt als erst zwei Jahre vergangen. Das Protokoll benennt den damals lebenden Sohn jetzt immer als den „Entleibten“, den Vater als „Inquisitus“. Die Mutter berichtet: „Der Entleibte habe aus einer sozusagen nichtswürdigen ursache den Inquisitum an das Casaquin (Überrock) gefaßt, zur Erde geworfen, mit den Händen gehalten und ihres Wißens einmal auf die Erde geworfen, gleich darauf und als Er Inquisitus in die Cammer gehen wollen, denselben bei dem Casaquin und mit Gewalt auf einen Schemel gerannt, den Inquisitum Ochse, Esel, Keckel, Rindvieh und Schlügel gescholten. Derselbe vor zwei Jahren, als Er Ihn dem Entleibten gesagt, seine neue Schue nicht sondern die alten beim hinausgehen anzuziehen, mit aller force angefaßt und zu Boden geworfen, durch welches Er Inquisitus, weil er auf die Steine gefallen, bluttrünstig geworden, weiters nach dieser ausgeübten Boßheit seinen Hirschfänger ergriffen und vor der Stubenthür sich mit demselben als der Vater hinausgewollt, gestellt. Worüber Ihr Mann erschrocken zurückgegangen, die Thür zugemacht, seine Flinte vom Haken gekrigt nach geöffneter Thür solche dem entleibten Sohn vorgehalten, der darauf aus dem Haus in den Hof entwichen.“

Frau Bäumlern als Zeugin korrigiert später, „daß sie nicht genau wisse, ob Inquisit dem Sohne die Flinte vorgehalten.“ Nach diesen Vorfällen, die vor drei oder zwei Jahren zwischen Vater und Sohn zu den aggressiven Auftritten führten, die den Vater zur Abwehr und Gegenwehr zwangen, habe der Sohn vor einem oder dreiviertel Jahr nach dem Vater mit der Hand geschlagen. Berücksichtigt werden müsse, daß der Sohn dem Vater an Kraft überlegen gewesen sei und einen aufbrausenden und unberechenbaren Charakter hatte.

Nach diesen Vorfällen wundert es nun nicht, den Vorgang am Spätabend des 27. Juni 1752 aus ähnlichen Ursachen, nur in konsequenterer Folge als Zeugenaussage von Frau Bäumlern zu vernehmen: „Besonders aber

den Abend kurz vor und bei der That, da doch der Vater ihm weiter nichts gesagt, als daß Er Ihn wegen seines langen Außenbleibens zur Rede gesetzt, und seine üble Lebensart vorgehalten, den Inquisitum gleich heftig angefahren, der Trunkenheit beschuldigt, zu Bette heißen gehen, und als der Inquisit darauf zu dem Sohne gesagt, Du Junge sollst mich nicht heißen zu Bette gehen — NE Du Hundsvottischer Junge —, Ihn aufgepackt und ins Bett geworfen, auch zur Erde geworfen, Ihn Schlingel, Keckel und Kacker gescholten.

Weiteres auch und wie der Inquisit in der Cammer gesaget, wart Du Vogel, wie will ich es dir noch gehen, Ihm nachgesprochen, wie will ich es dir noch gehen, du Schlingel, Keckel, der Vater darauf versetzt, du wärest werth, daß man einen Stock nehme und dich abprügelte, daß du auf Händen und Füßen kriechen müßtest, der Sohn ferner geantwortet, was Ihr wollet mich prügeln, auf die Cammer Thür zugegangen, sagt sie, Sie wisse nicht, ob der Sohn die Cammerthür mit aller force aufgerannt — fol. 118 bekennt, er habe die Cammerthür aufgestoßen, sey mit aller Geschwindigkeit auf die Cammerthür eingelaufen — solche aufgestoßen und sich mußte hier in den Hirschfänger gerannt haben.“¹⁵

Der entscheidende Moment ist erreicht, der einerseits zum Tod des Sohnes auf den Vater führt, da dieser sich in seiner Schlafkammer nach dem heftigen Wortwechsel, der auch zum tätlichen Angriff des Sohnes auf den Vater führt, da dieser sich in seiner Schlafkammer befindet, greift er beim erneuten Einbruch des Sohnes nach dem Hirschfänger. „Er könne nicht eigentlich sagen, wie es zugegangen. Seiner Erinnerung nach habe sich sein Sohn, als er die Thür aufgerannt und er sein coteau de chasse (Hirschfänger) vorgehalten, in daßselbe gelaufen. Er habe ihm deswegen das coteau de chasse vorgehalten, daß er sich scheuen und ihn nicht gar todt machen sollte.“

Aber Kanzler v. Caprivi, der diese Aussage in sein Gutachten aufnimmt, verzeichnet auch als Aussage des Inquisitus: „Als sein Sohn die Thür aufgerannt und auf ihn eingehen wollen, hätte er auf ihn mit seinem couteau de chasse gestoßen und ihn auf der linken Seite unter die Brust getroffen.“ Von Caprivi zieht zu dieser Aussage das ärztliche Urteil hinzu: „Überdem nicht wahrscheinlich, daß der Entleibte sich selbst in den Hirschfänger bey dessen Vorhaltung eingerannt haben sollte, da die Wunde demselben nicht in den Vordertheil des Leibes, sondern nach dem Attestat des Medici und Chirurgi in der Seyte zugefügt worden.“¹⁶

Mit vollem Recht konzentriert v. Caprivi alles auf die Frage: „Ob Inquisit auf den Entleibten zugestoßen und durch diesen Stoß Ihm die tödtliche Wunde beygebracht und die intention Ihn zu verwunden oder zu töten gehabt habe?“ Er schlägt daher als Verfahren zur endgültigen Lösung dieser Frage vor: Tortur mit Daumenschrauben und Anfang des Schnürens, um Inquisition zu fragen: ob Inquisit bey der den 28 ten Jun. jetztlaufenden Jahres geschehenen Entleibung seines Sohnes mit seinem couteau de chasse nicht würcklich auf diesen seinen Sohn zugestoßen?“¹⁷ Auch das Gutachten des Regierungsrats v. Vogelsang schließt sich vorerst dieser Meinung an, „da der auf den Vater Inquisitium loßgegangene

Sohn inarmis (unbewaffnet), mithin Inquisitus von dessen aggression weder einen Verlust des Lebens noch seiner Gliedmaßen zu befürchten gehabt, überdem Inquisitus anlaß zum Zank gegeben, da Er seinen Sohn nach Aussagen seiner Frau und Tochter Hundvottichen und Huhrenjunge gescholten, anbei auch weiterem Übel vorbeugen können, wenn Er ruhig in der Cammer geblieben und sich zu Bett gelegt.“ Zur Wahrheitsfindung fordert er, „sofern demselben nicht gleich die Todesstrafe zuerkannt werde, Er durch den 2 ten Grad der Peinlichkeit anzuhalten sei, die Wahrheit zu bekennen.“¹⁸

Der Forderung nach Anwendung der Tortur wird entgegengehalten, daß durch diese erfahrungsgemäß kaum die Wahrheit gefunden wird, sondern nur erpreßtes Geständnis, das schnellstens die Qual verkürzt, außerdem die Tortur in Preußen verboten, „daher in Grafschaft Wernigerode nicht leicht zu attribiren“ (wieder anzuwenden).¹⁹

In die Vorgeschichte führen noch einmal andere Zeugenaussagen zurück, die auch den Eindruck vom Charakter des Sohnes und des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn vertiefen. Der vierundzwanzigjährige Johann Christoph Eisenbeil bezeugt, daß „der Sohn schon 6 Wochen vor der Entleibung seinen Vater auf die Erde gerannt, und wie er in die Cammer gehen wollte, nochmals zurückgerißen und auf einen Schemel gerannt.“ Dies wiederholt praktisch Johann Andreas Kelle, vierzig Jahre: „Er habe gesehen, daß der Entleibte seinen Vater Inquisitum alß er aus der Stube in die Cammer gehen wollte, mit Gewalt auf einen Schemel gerannt, und daß Inquisitus sich seines Sohnes zwar widersetzen wollte, aber eß nicht gekont.“²⁰ Die Schlußbemerkung gilt über den vorgetragenen Fall hinaus. Es kann kaum vom Alter her bedingt sein, daß der Vater in körperlicher Kraft dem Sohn nicht gewachsen ist. Da er 1737 in den Anfangsstand seiner Jäger- und Försterlaufbahn berufen wird, der Sohn vier Jahre alt ist, kann der Vater kaum dreißig Jahre alt sein, demnach 1752 noch nicht fünfzig. Aber er war 1748 schwer erkrankt, und diese Krankheit wird ihn auch fernerhin geschwächt haben. Greift er daher zu seiner Verteidigung zu einer Waffe, zum Hirschfänger, so weiß oder fühlt er, daß seine Körperkraft allein ihn nicht schützen würde. Die Aussagen und Gutachten zusammenfassend, ergibt sich der Tatbestand, daß in das dienstlich erfolgreiche, von Vertrauen getragene Leben des Försters Bäumler, in das bürgerlich und kirchlich normale Familienleben der Sohn Johann Michael als ein störender, aufbegehrender Faktor einbricht, sowohl zum Leid der Familie hinsichtlich der oft tätlichen und unflätigen Auseinandersetzung mit dem Vater als auch in dem bereits bezeugten dienstlichen Mißtrauen. Dem durch Krankheit geschwächten Vater tritt der Sohn mit überlegener Kraft entgegen und nutzt sie auch schamlos aus. Der Spätabend des 27. Juni 1752 läßt wieder Vater und Sohn aufeinanderprallen, da der Sohn es nicht ertragen kann, bei der Heimkehr vom Vater gerügt zu werden. Der Vater ist entrüstet, weil der Sohn ihm zuruft, ins Bett zu gehen. Daraufhin läßt sich der Sohn hinreißen, den Vater zu packen, in die Schlafkammer zu drängen und ins Bett zu schleudern. Als der Vater versucht, die

Kammertür zu schließen, steigert sich der Wortwechsel. Der Sohn dringt gewaltsam in die Kammer ein und der Vater greift zu seinem Hirschfänger. Es bleibt offen, ob der Vater mit der zuckenden Hand gestoßen hat oder nicht. Der Sohn stirbt, kein Zeuge sah den unmittelbaren Zusammenprall.

Das abschließende Gutachten, das in seiner exquisit juristischen Diktion dem Gutachten einer juristischen Fakultät gleichkommt, sieht in solcher Akribie die Charaktere und den Vorgang und zieht die entsprechende Folgerung zur Urteilsforderung:

„Auf gnädigsten Befehl habe ich die Bäumlerischen Inquisitions-Acta nebst denen von Ew. Gd. nachgesetzten Regierung eröffneten Vidimaten (Beglaubigungen, Gutachten) fleißig gelesen.

- 1) Inquisit keinen *animus occidendi filium* (bewußte Absicht zum Töten des Sohnes) gehabt, sondern in seinem gantzen übrigen Bezeigen eine väterliche Liebe gegen seinen Sohn an den Tag gelegt.
- 2) Daß des umgekommenen Sohnes Aufführung, die gantz unmenschlich war, allein genugsam gewesen, den Inquisiten *ex capite justissimi doloris ob injurias advocissimas et reales Patri a filio illatas* (auf Grund des gerechten Leidens an den angeführten und wirklichen Ungerechtigkeiten, die dem Vater vom Sohn zugefügt wurden), zu entschuldigen und *a poena ordinaria* zu befreyen (von der ordnungsgemäßen Strafe zu befreien, d. h. von der Todesstrafe zu befreien).
- 3) Daß bei dem gantzen Vorgang so viel Umstände concurriren, die eine echte Nothwehr pflegen auszumachen, daß auch bei diesem *homicidio* (Menschenmord) nur der *excessus moderaminis inculpatae tutelae poena extraordinaria* (der Tod gemäß der unbescholtenen Aufsichtspflicht mit einer Strafe außerhalb der ordnungsgemäßen) zu bestrafen.
- 4) Daß folglich in *arbitrio Judicis* (Urteil des Richters) lediglich berührt. mt was vor einer außerordentlichen Strafe Inquisit zu belegen.

Erstens erhellt:

- a) Aus der langen Gedult, mit welcher Inquisit das ungemein harte Tractament seines Sohnes getragen, und da er nicht mächtig war, ihn selbst darüber zu züchtigen, doch solches der Obrigkeit darum nicht gclaget, weil ihm sein Sohn immer wieder abgebethen, er ihm also von Herten vergeben, und auf des Sohnes Beßerung gehofft.
 - b) bezeuget Inquisit gleich bei seiner arretirung, er wiße selber nicht wie er zu diesem Unglück gekommen, maßen seine intention nicht gewesen, seinen Sohn zu erstechen, sondern zu erschrecken; dann *adminiculiret* (stützt, beweist).
 - c) daß Inquisit sich eben ausziehen wollen, und schon einen Strümpf ausgezogen, auch nicht in Willen gehabt, wider in die Stube zu gehen.
- Nimmt man die Umstände *ex actis* zusammen, so war der Vater schwach, der sich seines Sohnes nicht wehren konnte. Sohn hatte vorher schon Vater vom Stuhl geschoben und weggetragen, *it. (item, ebenso)* zur Erde geschmissen, *it. noch vor dem facto* bey der letzten Zankerey in die Cammer getragen und ins Bett geworfen, früher *it. mit Schimpf-Nahmen* belegt, nach ihm geschlagen und ihn bluthrünstig gemacht, ihn zu Boden

geworfen, ihn mit dem bloßen Hirschfänger bedroht, und durch solche u. d. g. böshafte Aufführung sich dies Gottes-Gericht zugezogen. Inquisit war in einer kleiner Cammer, und da der Sohn die Thür mit einer Furie aufstieß, so konnte er nicht ausweichen... Daher er in der consternation wohl hat mögen das nechste das beste zu seiner Errettung und sich vordem insultiren (Beleidigen, Belästigen) seines Sohnes erwehren, ergriffen. Inquisit hat nicht entfliehen können. Inquisit war *injuncta aggressus* (zum Angriff getrieben). Inquisit war in Gefahr Leibes, Lebens. Inquisit war nicht schuldig mit der Gegenwehr zu warten, biß er geschlagen worden. Die unglückselige That ist in der finstern Cammer geschehen. Weder der erstochene Sohn hat den eigentlichen Vorgang erzählen können, noch haben die Mutter und Schwester, als die nicht in der Cammer zugegen gewesen, etwas davon gesehen. Daher sehr glaublich, da alles auf des Inquisits Erinnerung beruht, daß Inquisit es selbst in consternation nicht wissen können, wie es zugegangen, und ob, indem der Sohn in die Cammer hereingestürmt, und er den Hirschfänger vorgehalten, er nicht im Schrecken *motus quasi involuntaris* (gleichsam ungewollt bewegt) zugefahren, und also so wohl der Sohn gestochen als daß dieser sich hinein gerannt.

Tortur zur Wahrheitsfindung nicht zu empfehlen, Tortur in Preußen aufgehoben, daher in Grafschaft Wernigerode nicht leicht zu attribiren. Zwar möchte es fast das Aussehen gewinnen, als ob gar keine *pœna in cura subtrata* (in vorliegender Angelegenheit) Statt finde. Indem nur eigentlich *datum in delicto homicidii* (die aktive Hingabe beim Verbrechen des Menschenmords) bestraft wird, dieser aber noch *obiger allegatio* (Darlegung) *Inquisito* nicht kann imputiert werden, da im *Const. Crim. Art. CXL expresso* (ausdrücklich) sagt: so er also den Benöthiger entleibt, ist er darum nichts schuldig, *it. ist ohne alle Straff.* So bleibt es wohl dabey, daß der Inquisit *pœna extraordinaria* Zu Buß und Beßerung zu bestrafen, und wo nicht *ad dies vitæ* (lebenslang), doch eine ziemlich Anzahl Jahre zu Gefängnüß oder Festungsbau zu *condemniren*“ (verurteilen).²¹

Die vorhandenen Unterlagen enden und weisen auf das wahrscheinliche Urteil. Dem Leser aber, sei er nun Fontane oder ein anderer, wird vom Archiv noch eine Notiz gereicht, keine weitere juristische Bilanz, wohl aber eine menschliche, trotz der trockenen administrativen Formulierung persönlich klärend und bewegend: Akte verlegt, daher im Wortlaut nicht vorzulegen, wohl aber registriert: „Acta die durch des Waldschreibers Bäumlers Dimission veranlaßte Veränderung deren Forstbediente und Separation des Ilsenburgischen Waldhofs von der Forst, item die Abnahme und Berichtigung der Bäumlerischen Rechnung bis ultimo Oct. 1749.“²²

1748: Am 1. Juni verhandelt die gräfliche Regierung mit dem Ilsenburger Forstmeister Eisenbeil über die Geld- und Wirtschaftsordnung auf dem Waldhof, da Waldschreiber Bäumler schwer erkrankte. Der Forstmeister wird angewiesen, auf des Waldschreibers Sohnes Haushalt- und Wirtschaftsführung heimlich zu achten, aus Sorge um die Gelder, aus Miß-

trauen gegen den Sohn. 1749: Der Waldschreiber quittiert den Dienst, bittet um seine Entlassung, aus keinem anderen belegbaren Grund als aus dem seiner Erkrankung. Johann Christoph Bäumler ist invalid.

Der Sohn drangsaliert den Vater nicht nur mit Worten, sondern auch mit tätlichen Angriffen. Er wirft ihn auf den Boden, auf den Schemel, ins Bett, er bricht in seine Kammer ein. Das Vaters Körperkraft ist keine Waffe mehr; er greift zur Flinte, er greift zum Hirschfänger.

Unter den Zeugen ist kein Vorgesetzter, kein Mitarbeiter des Dienstes, keine dienstliche Beurteilung. Der invalide Mann steht außerhalb des Dienstes. Für alle Bürger auf den Dörfern der Grafschaft, gleichgültig welchen Standes, stehen bei Gesetzesvergehen und Verbrechen in erster Instanz Niedergerichte am Amt bereit, in zweiter Instanz die gräfliche Regierungskanzlei. Der Inquisitions-Prozeß gegen Johann Christoph Bäumler, gewesener Waldschreiber, wird auf dem Ilsenburger Amt von Gliedern der gräflichen Regierung geführt. Die „Regierung“, an die man sich nach Abschluß aller Vernehmungen wendet, um das Gutachten einer juristischen Fakultät zu erbitten, ist die Brandenburg-Preußische Regierung in Halberstadt, an die Prozesse zur Weiterführung übergeben werden konnten, darüber hinaus an das Oberappellationsgericht zu Berlin und das Reichskammergericht.²³ Bei allen genannten Instanzen ist kein „Fall Bäumler“ mit Graf Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode als Kläger geführt worden.²⁴

Bezüglich der relativen Sicherheit zur Vermutung des Prozeßendes, des Gerichtsurteils, stehen als absolut sicheres Fundament archivalischer Qualität die Akten der Forstbedienten in der Grafschaft Wernigerode sowie die Kirchenregister zu Ilsenburg zur Verfügung, die nach 1752/53 niemals wieder den Namen Bäumler verzeichnen. Die Urteilsforderung einer außerordentlichen Strafe, nachdem die Todesstrafe zurückgewiesen wurde, scheint sich mit der Verweisung aus dem Lande erfüllt zu haben. Hatte das abschließende Urteil und Gutachten auf Ausschließung der Todesstrafe, auf Gefängnis „zu Buß und Beßerung“ erkannt, so schloß Regierungsrat Gutjahr sein Gutachten: „Schließe mich dem Urteil des Criminalisten an, daß nicht Todesstrafe zu fordern sei, sondern nur außerordentliche Bestrafung mit Landesverweisung oder Gefängniß.“²⁵ Auch Hofrat v. Vogelsang schloß sich dieser Meinung an.²⁶ So ist zu folgern, daß in der angekündigten eigenen „weiteren besorgung“ des Prozesses auch das Urteil hier gesprochen und ausgeführt wurde, nach schon jahrhundertaltem Brauch statt auf Todesstrafe auf Landesverweisung zu erkennen. Da die ganze Familie Bäumler die Grafschaft Wernigerode verläßt, ist der gewesene Waldschreiber Johann Christoph Bäumler als aus ihr ausgewiesen anzunehmen.

Theodor Fontane, der nur imaginäre Besucher des gräflichen Archivs zu Wernigerode, liest 1880 in Wernigerode Korrektur an der im Herbst 1879 verfaßten Erzählung „Ellernklipp“: „Es geht langsam, aber ich will es nicht übertreiben, weil ich sonst ganz herunterkomme.“ Bei dieser Arbeit, geschrieben „nach einem Harzer Kirchenbuch“, öffnet sich ihm von seinem Wohn- und Arbeitssitz der Blick auf Wernigerode/Nöschen-

rode, auf das Schloß, das auf der Höhe liegt, auf den Eingang zum Mühletal, an dessen Rand er in der Höhe die Ellernklippe plazierte. Hier gibt er dem Ende des zwölften und dem Anfang des dreizehnten Kapitels den letzten Schliff, der Szene, da der Vater Baltzer Bocholt seinen Sohn Martin tötet: „Auf Ellernklipp, dahin zog es ihn, er wußte nicht, warum; und als er bis auf die schwindelhohe Stelle gekommen war, traf er auf Martin. Und jeder prallte zurück. Auch der Alte. Dann boten sie sich einen frostigen guten Abend und standen einander gegenüber. Rechts die Klippe, links der Abgrund... Und er packte den unwillkürlich einen Schritt zurücktretenden Martin bei der Brust und schrie: ‚Wo hast du sie, Hilde, wo ist sie?‘ ‚Laß mich los, Vater!‘ ‚Antworte, Bursch!... Aber lüge nicht!‘ ‚Ich lüge nicht!‘ ‚Doch, doch! Lump, der du bist...‘ Und sie rangen miteinander, bis der Alte, der sonst der Stärkere war, auf den Kiennadeln ausglitt und hart am Abgrund niederstürzte. Martin erschrak und rief in bittendem Ton: ‚Vater!‘ Aber der Alte schäumte: ‚Der Teufel ist dein Vater!‘ und außer sich über die seinem Stolz demütigende Lage, darin er sich erblicken mußte, stieß er mit aller Gewalt gegen die Knie des Sohnes, daß dieser fiel, im Fallen sich überschlug und über einen der Steine in die Tiefe stürzte. Baltzer starrte kalt und mitleidlos ihm nach...“

Nicht imaginär, sondern wirklich im gräflichen Archiv zu Wernigerode und in den Kirchenbüchern zu Ilsenburg hätte Theodor Fontane die historische Wahrheit gefunden und eine andere Erzählung geschrieben, nicht minder unheimlich an archaisch mythischer Brisanz wie „Ellernklipp“, nur moralisch gefüllter, da gelebt: Die Heimkehr des „Verlorenen Sohnes“, der stirbt, da er gegen den Vater stürmt.

Quellen und Literatur

Abkürzungen: STAM: Staatsarchiv Magdeburg, Rep. H. — Hauptarchiv Stolberg-Wernigerode, befindlich in der Außenstelle Wernigerode.

- 1 Theodor Fontane, Romane und Erzählungen. Berlin und Weimar: 2. Aufl. 1975. Bd. 4, S. 522.
- 2 Cécile, ebd., Bd. 3, S. 360.
- 3 Ellernklipp, ebd., Bd. 4, S. 346.
- 4 Pfarramt Ilsenburg. Sterbe-Register 1752, Nr. 23 NB.
- 5 Schach von Wuthenow, a. a. O., Bd. 4, S. 420.
- 6 Theodor Fontane, a. a. O., Bd. 3, S. 613.
- 7 Fontane-Archiv Potsdam: Rezensionen über Ellernklipp. 1881, o. Dat., Über Land und Meer. 1881, o. Dat., Tribüne, Berlin.
- 8 Ellernklipp, a. a. O., Bd. 4, S. 255.
- 9 s. S. 13.
- 10 STAM Rep. H B 65,8.
- 11 STAM Rep. H B 54,1.
- 12 STAM Rep. H B 52,5.
- 13 STAM Rep. H B 52,5, S. 22.
- 14 STAM Rep. H B 52,5, S. 20.
- 15 STAM Rep. H B 52,5, S. 6/7.

- 16 STAM Rep. H B 52,5, S. 2.
- 17 STAM Rep. H B 52,5, S. 2.
- 18 STAM Rep. H B 52,5, S. 4/5.
- 19 STAM Rep. H B 52,5, S. 29.
- 20 STAM Rep. H B 52,5, S. 5/6.
- 21 STAM Rep. H B 52,5, S. 24–30.
- 22 STAM Rep. H C 43 (Ilseburger Forst); Registratur S. 17.
- 23 Gesamtübersicht des Landes-Hauptarchivs Magdeburg Bd. IV, ed. H. Gringmuth-Dallmer, Halle 1960, S. 337.
- 24 Freundl. Auskunft an Verf.: Zentrales Staatsarchiv, Historische Abt. II, Merseburg, 1975. Staats-Archiv Potsdam, 1975.
- 25 STAM Rep. H B 52,5, S. 12.
- 26 STAM Rep. H B 52,5, S. 16.

Friedrich Fontane

Wie mein Vater starb *

Berühmte Menschen – und namentlich die, die sich des seltenen Glücks ihrer Berühmtheit bis ins hohe Alter hinein erfreuen dürfen – pflegen am Ende ihrer Tage ihre Lebensgeschichte zu schreiben. Auch bei uns in Deutschland schenkt man neuerdings dieser Literaturgattung wachsende Beachtung. Man reiht sie in die Kategorie der „Bekennnisbücher“ ein, und sie stellen zweifellos eine wertvolle Bereicherung unseres Literaturschatzes schon deshalb dar, weil sie Dokumentarisches zur Zeitgeschichte in kultureller und politischer Beziehung liefern.

Allerdings eines und gerade des für ihn wichtigsten Ereignisses kann auch der gewissenhafteste Autobiograph nicht gedenken: des Vorgangs, an dem sich das Schicksal an ihm selbst erfüllt, an dem es auch für ihn gilt, von dieser Welt Abschied zu nehmen.

Je bedeutender die Person des Verstorbenen, je mehr er und sein Werk in und bei uns fortleben, desto mehr Stoff für die Mythe, für Legendenbildung über seinen Ausgang, über seine letzten Augenblicke. Und merkwürdig: gerade die, die *nicht* dabei waren, sind die Träger der Entstellung des Tatsächlichen, behaupten es aus „erster Quelle“ ganz bestimmt zu wissen.

So sind denn auch über die letzten Stunden Theodor Fontanes, meines Vaters, die merkwürdigsten Versionen verbreitet. Jetzt, wo er durch das Freiwerden seiner Werke wieder in aller Munde ist, wenigstens jener, die sich für ein gutes deutsches Buch noch etwas Sinn bewahrt haben, mag es angebracht sein, daß ich als Sohn und noch mehr als Augen- und Ohrenzeuge, über Theodor Fontanes letzten Lebenstag noch ein paar Worte sage.

* Vor achtzig Jahren, am 20. September 1898, starb Theodor Fontane in Berlin, Potsdamer Straße 134 c, III 1. [Die Redaktion]

Der tägliche Spaziergang hatte mich um die Mittagsstunde auch am 20. September 1893 in die elterliche Wohnung geführt. Mal schnell hinaufspringen, mal sehen und hören, wie's dem Alten geht. — Erst wenige Tage war er von Karlsbad zurück. Die Mama hatte die Rückfahrt unterbrochen, weilte noch für kurze Zeit in dem gemütlichen Heim einer guten Freundin in Blasewitz.

Aber, wenn auch Frau Emilie selbst noch nicht wieder das Szepter schwang: Mete, die Tochter, meine Schwester, und mit ihr die treue langjährige Dienerin des Hauses waren ja da und wetteiferten darin, für den „Herrn“ zu sorgen, ihn bestens zu betreuen.

So war es denn auch. Ganz so, wie es in dem kleinen Gedicht steht:

Heute früh, nach gutdurchgeschlafener Nacht
Bin ich wieder aufgewacht...

Dann war ein kurzes Arbeitspensum absolviert worden. Indes, das schöne Wetter hatte gelockt, das Bedürfnis nach frischer Luft. Man war noch sozusagen auf Nachurlaub, noch nicht eingewintert.

Und so hatte er denn, gut gelaunt und, wie er es jetzt öfters als ein etwas an Luftmangel leidender alter Herr liebte, den Spaziergang abgekürzt, um von dem sicheren Beobachtungsposten des einen der beiden Schinkelschen Torhäuschen aus desto befriedigter das beginnende Großstadtleben am Potsdamer Platz an sich vorbeifluten zu lassen.

Zwei Teller Kartoffelsuppe — natürlich mit Brühe und die Prise Pfeffer daran — hatten gut gemundet, den „grünen“ Kartoffeln war das richtige Quantum Petersilie beigelegt gewesen, die gut zubereiteten Hammelrippchen hatten „die vorgeschriebenen drei Minuten auf hellem Feuer gebraten, und der Milchgrieß, gar nicht klüdrig — aber mit viel Zucker und Zimmet — hatte ausgezeichnet geschmeckt.

Beim Täbchen Kaffee, gleich nach dem Mittagmahl genommen, traf ich ihn an.

„Nun, wie geht's, Papa?“ „Danke! Na, so lala! Aber was kann man auch groß noch bei 38 Pulsschlägen verlangen?“

„Hat Mama geschrieben? Kommt sie bald zurück?“ „Ich denke noch eine Woche. Für sie sind die paar Tage Ausspannung bei Treutlers die beste Nachkur. Hier langweilt sie sich nur. Namentlich jetzt, wo dein Verlag mich um die Korrekturen drängt und ich täglich davon einen ganzen Berg zu bewältigen habe.“

„Tut mir gewiß sehr leid. Aber es ist schon Ende September, und die Bestellungen auf den ‚Stechlin‘ laufen weiter gut ein, die erste Auflage ist schon überschritten“, suchte ich ihn zu erfreuen.

„Nun, das ist schön! Besonders für dich. Aber ich fürchte, das Publikum wird später, wenn es sich erst den Schaden besieht, recht enttäuscht sein. Es ist nun einmal kein richtiger Roman im landläufigen Sinne. Eigentlich überhaupt kein Roman, vielmehr nur eine Aneinanderreihung von Anekdotischem, mit vielen Dialogen dazwischen. Und dann, die Hauptsache fehlt, wie du weißt: keine Spur von Handlung oder etwa gar Spannung.“

„Trotz alledem, Papa, die erhöhte Nachfrage spricht für den Erfolg, wenn auch nicht gleich wie bei ‚Effi Briest‘.“

„Mag sein! Du warst ja immer Optimist! – Übrigens, ich muß sagen, ich habe heute selbst mit Vergnügen in den Aushängebogen geblättert. Es ist das Buch, das ich für mich geschrieben habe. Mir gefällt's. Das ist mir noch bei keinem meiner Bücher passiert. Wenn sie erst gedruckt vorlagen, bin ich immer ängstlich drumrumgegangen.“

Der Gedanke, mit zwei dicken Bänden, noch dazu kurz hintereinander – das Quellenwerk „Von Zwanzig bis Dreißig“ war erst vor wenigen Monaten erschienen – seinem Publikum doch zu viel zugemutet zu haben, muß ihn bis zuletzt beherrscht haben. Wie eine Entschuldigung klangen die inzwischen bekanntgewordenen Reime, die man auf seinem Schreibtisch fand:

„Zwölfhundert Seiten auf einmal,
Und mit achtundsiebzig! beinah ein Skandal.
Konntest es doch auf viermal verteilen!
Ihr könnt es, – aber bei mir heißt es eilen“

Es sollte die letzte Unterhaltung mit meinem Vater gewesen sein. Als ich am selben Abend – Gott sei Dank! ausnahmsweise früh – heimkehrte, steckte ein Zettelchen an der Korridortür. Und beim Flackern eines Fünfminutenbrenners entzifferte ich die Worte meiner Schwester: „Komm sofort zu uns!“ – Ich ahnte, ich wußte, es war etwas passiert. Schnell hinunter, und, in die nächste Droschke springend, hielten wir schon nach wenigen Minuten vor dem alten Johanniterhause. Ich kam zu spät. Noch vor kaum zwei Stunden hatte er die paar Häppchen, die er sich auf seinem Zimmer servieren ließ, – um nicht etwaigen Anfechtungen bei der Familientafel ausgesetzt zu sein („alte Leute sollten abends lieber überhaupt nichts essen!“) – in Gesellschaft der Tochter mit gutem Appetit verzehrt. Dann begab er sich in den angrenzenden schon seit Jahren zum Eßzimmer umgewandelten Alkoven, um, wie üblich, dem alten Merckelschen Schrank noch ein Verdauungs-gläschen des so geschätzten Gilka zu entnehmen.

Die Tür war angelehnt geblieben. Nichts regte sich. Nach einiger Zeit, als er immer noch nicht zurückkehrte, wurde die Tochter unruhig. Sie ging nun auch durch den Alkoven und den dahintergelegenen Schlafraum – das ehemalige Berliner Zimmer – in die Küche.

„Anna, ist der Herr etwa draußen?“, fragte sie. „Nein, hier ist er nicht gewesen.“

Sie traten beide hinter den Bettschirm. Und da fanden sie ihn. Lautlos lag er über seine eigene Lagerstätte gebeugt. Ohne Todeskampf war er dahingegangen. „So war der Tod gekommen wie Zieten aus dem Busch!“ „Um neun ist alles vorbei!“ – Wie oft hatte er diese Worte gesprochen! Die Stunde war gekommen. Und nicht lange darauf rundete sich die Stunde. Die alte Uhr, ein Erbstück seit Generationen, holte wieder einmal zu neun zögernden Schlägen aus. Der oft gehegte Wunsch, bei ihrem Ticktack, wie schon Vater und Großvater, zu sterben, war

auch für Theodor Fontane in Erfüllung gegangen. Um neun war alles vorbei! —

* * *

Am anderen Morgen saß ich im Dresdener Schnellzug und stand bald darauf vor der hübschen Villa in Blasewitz, deren Insassen mich schon in größter Besorgnis erwarteten. Den letzten Brief an die geliebte Lebensgefährtin, den er noch eigenhändig in den Kasten geworfen, hatte das Telegramm von der „plötzlichen schweren Erkrankung“ überholt. Noch wenige Sekunden, in der man sie schonend vorbereitete, — und ich stand vor meiner Mutter.

„Hat er noch schwer gelitten?“ fragte die tapfere Frau gefaßt. Und als ich dies mit gutem Gewissen verneinen konnte, atmete sie erleichtert auf „Gott sei Dank! Er hätte es auch kaum ertragen. Ein schöner Tod! Es war ein schönes Leben an seiner Seite. Ich könnte es gleich noch einmal mit ihm beginnen.“

Beneidenswert! Vor vierundfünfzig Jahren schon hatte er geschrieben:

„Nicht fürcht' ich ihn selber, wie nah er auch droht,
Doch wohl seine Rüden: Gram, Krankheit und Not,
Die Meute, die stückweis das Leben zerfetzt
und *zögernd* uns in die Grube hetzt.“

Der Jäger hatte es gut mit ihm gemeint. —

(Aus: Deutsche Allgemeine Zeitung“, 28. April 1929)

Theodor Fontane

„Die Drei-Treppen-hoch-Leute“ und „Berliner Umzug“

Zwei unvollendete Skizzen

Erneut mitgeteilt und erläutert von Joachim Krueger

1. Die Drei-Treppen-hoch-Leute

Drei Treppen hoch wohnt sich's gut, es hat was für sich, daß man da freier atmen [kann], dem Himmel näher sei. Aber je höhere Treppen man steigt, desto mehr kommt man auf der Rangleiter nach unten, und wenn der Sommer kommt, kommt allerhand, das einen mahnt, daß man so hoch wohnt. Jeder Tag führt einen Schlag gegen die Drei-Treppen-hoch-Leute. Winters geht es, da wird man so mit durchgeschleppt, aber im Sommer fallen die Schläge:

Das gibt eine lange Liste. Sommers wird gestrichen, mitunter das ganze Haus oder, wenn nicht das, so doch die Treppen. Es wird wieder für Sauberkeit gesorgt ... Aber wenn dies überschlagsicher ist, dann ist es

schlimm. Und ein solches ist jetzt. An der obersten Stufe der zweiten Treppe hört die Erneuerung auf. Ich könnte mich beschweren, ich könnte mit Auszug drohen. Komisch! Drei-Treppen-hoch-Leute dürfen nicht. Sie sind froh, ein Unterkommen gefunden zu haben. Wozu auch? Überall dasselbe oder aus dem Regen in die Traufe...

Um dieselbe Zeit wird es auch gefährlich. Im ganzen Hause geht das Gas aus. Was nur zwei Treppen hoch wohnt, ist fort, und was drei Treppen wohnt, ja, das ist da. Aber daß es da ist, das ist eben Beweis, das spricht gegen die Leute, sonst wären sie nicht da. Wozu also ihnen zu Ehren drei Etagen beleuchten?

2. Berliner Umzug

Ein Lieblingsballett der Berliner Königlichen Hofbühne, zumal wenn russische Großfürsten auf Besuch kommen, war immer „Sardanapal“. Was man sich dabei dachte, orientalisches angeflogenes Fürstlichkeiten gerade „Sardanapal“ vorzusetzen, ist Geheimnis. Ich habe mehreren solcher Aufführungen beigewohnt. — Ebenso wenig weiß ich, wie das Ballett sich eigentlich gab, und nur seine Schlußszene ist mir treu im Gedächtnis geblieben: alle Schätze Ninives werden bis in die Soffiten hinein aufgetürmt, und auf der Höhe derselben, umgeben von seinen Frauen (die, mit assyrischer Elle gemessen, hübscher sein müßten), gibt sich Sardanapal samt Mobiliar und Harem den Feuertod. Der dabei zur Erscheinung kommende Harem hat mir nie genügt, aber was mir sicherlich noch weniger genügt, das war Sardanapals Mobiliar-Vermögen, das, wenn mir recht ist, immer vermöge der Gestalt von Thronsesseln, Diwans und Rokoko-Kanapees in die Erscheinung trat. Es waren gewiß immer sehr reputierliche Sachen, und doch bin ich nie den Eindruck losgeworden, daß es Plunder sei. Und wenn das am grünen Holze Sardanapals, wenn auch nur eines Ballett-Sardanapals, passiert, was erst an dem dünnen Holze moderner Berliner Durchschnittsmenschheit, die am 1. Oktober auf einem baulichen Ungeheuer, das sich Möbelwagen nennt, ihren Umzug hält.

Allerdings ist der Eindruck, nach der Beschaffenheit derer, die ihren Umzug bewerkstelligen, ein sehr verschiedener, wobei sich trifft, daß die Armen besser abschließen als die Reichen.

Ein Armer zieht aus. Er bewirkt selber seinen Auszug und hat einen Handwagen herangeschafft, auf dem er seine Habe etagenweise in seine neue Dachwohnung zu schaffen gedenkt. Da steht ein Schrank von Kiefern- und die unvermeidliche Kommode von Birkenmaserholz, ein paar Gardinenstangen liegen obenauf und ein kupferner Kessel, und zwischen die vier aufrecht stehenden Beine eines Stuhles ist ein Vogelbauer gestellt. So setzt sich der erste Zug in Bewegung. Der Zeisig springt hin und her und scheint zu sagen: mir recht, ich hänge draußen und habe dieselbe Luft. Es ist der Anblick der Armut, die mehr angenehme als bedrückende Gefühle weckt, und der Eindruck, den diese Armut macht, ist der der Bescheidenheit und läuft darauf hinaus, wie

wenig ist nötig, sich seines Lebens zu freuen. Man ist mehr erhoben als niedergedrückt.

Aber diese wohltuenden Eindrücke wenden sich, je mehr man sich der Bel-Etage nähert und je ungeheurer in seinen Proportionen jenes bauliche Ungeheuer von Möbelwagen ist. Bei Professors geht es noch, weil sie sich dem vorgeschilderten Idyll mit dem Zeisig nähern. Aber je höher wir auf der Rangleiter hinaufsteigen, desto schlimmer wird es. Der Exodus des Bankiers — ich wähle absichtlich das biblisch überlieferte Wort — würde vielleicht versöhnlich wirken, aber Bankiers ziehen nicht aus. Wer auszieht, ist stets in Mittelstellung, und die finanzielle Mittelstellung ist immer schlimm.

Noch vor drei Tagen schritten Exzellenz über den Teppich hin, der da zusammengerollt liegt, seine Unterseite nach außen. Das Pianino, neben dem eine wegen ihrer Koloraturen gefeierte Sängerin stand, lehnt sich schräg an ein Büfett, und nur einige zwischengeschobene Lappen hindern den Zusammenstoß. Aber je sardanapalscher das Mobiliarvermögen, je mehr näher sich der Eindruck dem, was ich bei „Sardanapal“ empfang.

Alles, was ich dabei zu sehen kriege oder mir vor Augen tritt, ist viel besser als alles, was ich besitze, und doch dieser Eindruck des Elenden (nun aufzählen). Solange die Sachen im Dienst sind und einem ihr Zweck fühlbar wird, geht es, im Augenblick aber, wo die Sachen als solche, ganz unvermittelt, als reine Wirtschaftsstücke zu einem sprechen, empfindet man ihre Wertlosigkeit. Und daß die am besten leben und auch wohnen, die aus dem „Koffer“ leben und für „Leicht Gepäck“ sind. Will es was bedeutenden, so wirkt es wie die Schlußszene in „Sardanapal“.

Zur Erläuterung

Die Erwähnung dieser beiden Skizzen in H.-W. Klünners Aufsatz „Theodor Fontanes Wohnstätten in Berlin“ (in Heft 26 der „Fontane-Blätter“) gibt Anlaß, sie dem breiten Kreis der Fontane-Freunde wieder zugänglich zu machen. Die Texte sind vor weit mehr als fünfzig Jahren in Friedrich Fontanes Aufsatz „Wie Theodor Fontane umzog“ in Nr. 369 der „Vossischen Zeitung“ vom 6. August 1922 aus dem Nachlaß des Dichters veröffentlicht worden.

Daß es unfertige Skizzen sind, erkennt man nicht nur an der an einer Stelle in Klammern eingefügten Notiz „nun aufzählen“, sondern vor allem am Stil. Es ist offensichtlich, daß Fontane an den Texten noch nicht gefeilt hat.

Wenigstens der Inhalt des zweiten Stückes gibt einen Hinweis auf die Entstehungszeit. Da Fontane sich an die „Sardanapal“-Aufführungen nur noch schwach erinnern kann, muß die Skizze lange nach Fontanes Kritikertätigkeit entworfen worden sein, also in den neunziger Jahren. Gleichfalls aus „den letzten Jahren“ stammt, nach Friedrich Fontanes Angabe, die erste Skizze.

Wiewohl unfertig, sind diese beiden kleinen Stücke nicht uninteressant. Vor allem verdient ihr gesellschaftskritischer Gehalt Beachtung. Fontane macht den Zusammenhang zwischen der jeweiligen Etage bzw. der Beschaffenheit des Mobiliars einerseits und der sozialen Stellung des Mieters bzw. Möbelbesitzers andererseits deutlich und nimmt dabei, wie auch sonst oft, insbesondere gegen die Bourgeoisie in „Mittelstellung“ und ihren protzigen Aufwand Partei. Er bekennt sich gleichzeitig zu den einfachen Menschen, die mit wenigem vorlieb zu nehmen wissen. Die persönliche Bescheidenheit des Dichters kommt dabei in menschlich-schöner Weise zum Ausdruck, aber auch seine Stellungnahme gegen das soziale

Gefälle, das zwischen den Bel-Etage-Bewohnern und den Drei-Treppen-hoch-Leuten besteht.

Schließlich ist die zweite Skizze eine amüsante Ergänzung zu der kurzen „Sardanapal“-Besprechung, die Fontane am 4. September 1873 in der „Vossischen Zeitung“ drucken ließ. „Sardanapal“, ein „historisches Ballett“ von Paul Taglioni (1808–1883) mit der Musik von Peter Ludwig Hertel (1817–1899), sah Fontane u. a. am 2. September 1873.

Der in der „Vossischen Zeitung“ von 1922 wiedergegebene Text scheint nicht ganz fehlerfrei zu sein. Vermutlich hat Fontane von dem „Armen“, der mit dem Handwagen umzieht, nicht geschrieben, daß er seine Habe „etagenweise“ in die neue Dachwohnung zu schaffen gedenke, sondern im Manuskript wird wohl „etappenweise“ gestanden haben. Leider ist jedoch die Handschrift nicht mehr vorhanden.

Wir trauern um Dr. phil. habil. Hans-Heinrich Reuter (geboren am 26. Mai 1923, gestorben am 30. März 1978)

Die Redaktion der Fontane-Blätter

Würdigung

Der so plötzliche Tod Hans-Heinrich Reuters wird in der weltweiten Gemeinde der Fontane-Forscher Bestürzung und Trauer hervorgerufen haben, und so mancher seiner Kollegen und Freunde wird das Bedürfnis spüren, diesen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Es sei mir vergönnt, dies im Namen aller zu tun, die sein Werk und seine Person gewürdigt und geschätzt haben.

Ende der sechziger Jahre, in denen die Fontane-Forschung einen neuen Aufschwung nahm, erschien, gleichsam als Krönung, Reuters zweibändige Fontane-Monographie. Diese Monographie ist zweifellos eine einzigartige Leistung; einzigartig durch die Fülle des verarbeiteten Materials, die philologische Fundierung, den Versuch, Fontane aus unserer Zeit heraus und für unsere Zeit neu zu interpretieren, und nicht zuletzt durch den in allen Zeilen spürbaren Enthusiasmus des Verfassers für sein Forschungsobjekt und die ebenso deutliche, aber keineswegs unkritische Liebe zu seinem Autor. Sie bedeutete nicht nur einen Höhepunkt in der Fontane-Forschung, sondern einen Einschnitt, denn keine der späteren Arbeiten kann daran vorbeigehen. Sie eröffnete eine neue Vista, von der aus man weiterforschen konnte, forderte gelegentlich auch zum Widerspruch heraus und hatte eine Flut von neuen Arbeiten zur Folge. Was Besseres kann man von einem Buche sagen, als daß es stimuliert und zündet! All das, was diese Monographie so auszeichnet, charakterisiert auch Reuters kleinere und größere Artikel und seine Editionen. Welches Wissen steckt allein in seinen Vorworten und Anmerkungen, was konnte er nicht alles aus dem kleinsten Text herausholen. Einer

seiner letzten Artikel über *Glindow* zeigt wieder diese faszinierende Kunst des Ausschöpfens eines Textes. Auch für ihn galten Fontanes Worte: „Man braucht [...] das Bewußtsein, daß ein bestimmtes Quantum von Sachlichem neben einem liegt“ – aus dem heraus produzierte auch Reuter. Darum sein Bestehen auf philologischer Gründlichkeit, und wehe, wenn in einer Arbeit Sorgfalt in dieser Beziehung fehlte oder etwas vage heruminterpretiert wurde. Reuter konnte ein scharfer Kritiker sein, hielt aber auch nicht mit seinem Lob zurück.

Viele von uns lernten ihn in den sechziger Jahren auf den Fontane-Konferenzen in Potsdam kennen. Er strahlte dieselbe Lebendigkeit aus, die aus seinen Arbeiten spricht, und wir fanden in ihm einen lebenswürdigen Kollegen, der die Geselligkeit liebte.

Reuter ist keineswegs bei Fontane geblieben, das ergab sich schon aus seiner Arbeit an den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. Aber wir können wohl annehmen, daß Fontane sein Lieblingsautor blieb; man kann sich doch wohl nur einmal mit einem Autor identifizieren, wie er es getan hat.

Hans-Heinrich Reuter ist früh von uns gegangen, aber im Gegensatz zu seinem Meister Fontane hat er sein „Eigentlichstes“ früh geleistet. Dies sichert ihm seinen Ehrenplatz unter uns.

Prof. Dr. Charlotte Jolles, London

Buchbesprechung

Ulrike Tontsch: Der „Klassiker“ Fontane. Ein Rezeptionsprozeß. Bonn, Bouvier Verlag Herbert Grundmann 1977 (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft. Bd. 217)

Diese sehr interessante Arbeit, eine Münchner Dissertation, unterscheidet sich von nahezu allen anderen Schriften über Fontane dadurch, daß sie nicht Fontanes Schaffen und seine Werke zum Gegenstand hat, sondern die *Wirkung* seiner Werke und daß sie sich „nur begrenzt“ (S. 2) auf die wissenschaftliche Literatur und die Buchliteratur stützt, vielmehr vor allem *Zeitungs- und Zeitschriftenartikel* über Fontane auswertet, die übrigens – bis zum Erscheinungsjahr 1956 – das Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, zur Verfügung gestellt hat. Ein derartiger Versuch, das Verhältnis der Leser und der literarischen Kritik zu Fontane zu erfassen, ist für die Fontane-Rezeption bis 1933 legitim, da die Auseinandersetzung mit Fontane sich bis dahin im wesentlichen in der Presse vollzog, während die wissenschaftliche Literatur über Fontane, zumal die in

Buchform, bis 1933 nur geringen Umfang erreichte. Den Verzeichnissen von J. Schobeß und R. Koester zufolge erschienen bis 1933 im In- und Ausland etwa 30 Arbeiten über Fontane in Buchform (die nicht alle ein wissenschaftliches Anliegen verfolgten) und ca. 15 Dissertationen; ihnen stand eine Unzahl von Artikeln über Fontane in Periodica gegenüber.

Die Untersuchung der Haltung des „Publikums“ zu Fontane führt die Verfasserin „unter dem Aspekt der literarischen Kanonbildung“ durch (Vorwort). Es soll also auch gezeigt werden, aus welchen Gründen Fontane heute als Klassiker betrachtet wird. Ob dieses zweite Ziel mit den Methoden der Rezeptionsforschung erreichbar ist, darauf wird noch kurz einzugehen sein.

Nach einleitenden Ausführungen zur Rezeptionstheorie und zur Problemgeschichte des Klassischen analysiert U. Tontsch die Rezeption der Schriften Fontanes von 1900 bis in unser Jahrzehnt. Anhangsweise werden die Texte von 12 ausgewählten Artikeln über Fontane (1910–1973) wiedergegeben, darunter je ein Artikel von Peter Goldammer und Dietrich Sommer.

Den Stoff des analytischen Teils gliedert die Verfasserin so, daß sie sieben Phasen bildet, die sie – gemäß ihrer Sicht – in vier Abschnitten zusammenfaßt. Zum ersten Abschnitt gehören danach die Phasen der „Konsolidierung“ (1900–1913 und 1933–1939), zum zweiten die Phasen der „Krise“ (1913–1923 und 1939–1945) und zum dritten die Phasen der „Stagnation“ (1923–1933 und 1945–1954). Im vierten Abschnitt wird die „Sanktionierung des Klassiker-Status“ (seit 1954) behandelt. Diese die chronologische Abfolge durchbrechende Gliederung ist nicht überzeugend, da die Zusammenfassung von jeweils zwei Phasen unter einem Oberbegriff auf den historischen Situationswandel mehr formal als inhaltlich bezogen wird. Desgleichen dringen die „Horizontanalysen“, mit denen die Verfasserin die Erörterung der Phasen einleitet, nicht bis zum Kern der sozialökonomischen und politischen Entwicklung vor, sondern bleiben an der Oberfläche, wiewohl sie mancherlei Fakten und Tendenzen aufzeigen, die das Verständnis der Zeitgeschichte erleichtern.

Diese Mängel schränken den Wert der Arbeit zwar ein, jedoch entschädigt uns die Verfasserin durch ihren auf einem umfangreichen und aussagekräftigen Material basierenden Abriß des Rezeptionsprozesses der Werke Fontanes.

Die Verfasserin zeigt, daß Fontane in der Zeit von 1900 bis 1933 vor allem als märkisch-preußischer und Berliner Dichter galt („Sänger der Mark“, S. 45; „Preußendichter“, S. 46; „märkischer Wanderer“, S. 83; „Historiker der Berliner Gründerzeit“, S. 84). Unter diesem Aspekt wurden auch seine Romane gelesen. Das Anziehende an den Werken Fontanes waren für die Leser jener Zeit außer dem regionalen und lokalen Kolorit die Wahrhaftigkeit, Schlichtheit und Liebenswürdigkeit des Plauderers Fontane, sein Humor und seine liebenswerte Persönlichkeit. Das kritische Element in den Werken Fontanes spielte im Fontane-Bild der Leser noch keine nennenswerte Rolle. Vielmehr wurde dem

Preußentum Fontanes und seiner vermeintlichen konservativen Traditionstreue exemplarische Gültigkeit zugeschrieben. Der politisch rechts stehende Leser suchte sich daran in unsicheren Zeiten wie in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg aufzurichten (S. 60 f., 68–70, 83, 85, 87). In dieser Rezeptionsperiode glaubte man bei Fontane Werte von (wie es schien) zeitloser Gültigkeit zu finden, und man war durchaus geneigt, mit Fontanes Hilfe in die „gute alte Zeit“ zu fliehen (S. 70), aber nicht bereit, mit seiner Unterstützung die eigene Zeit kritisch zu bewältigen. Der „Zauber“ der Fontaneschen Prosa bestand dieser Auffassung nach in dem „müden und holden Schleier schöner Menschlichkeit, freien Anstandes und sittlicher Vernunft, der hier über allem Geschehen liegt“; es ist das „Nicht-Hetzende, Ausruhende, Lässig-Behagliche“ der künstlerischen Produktion Fontanes, was den Leser zu dem Dichter hinzieht (S. 88; so Erich Ebermayer 1923). Fontane ist – für Wilhelm von Scholz (1924) – ein „stiller, nachdenklicher, vornehmer täuschungsloser Dichter“ (S. 89). Eine leichte Akzentverschiebung in der Fontane-Bewertung vom lächelnden Philosophen zum Skeptiker und Pessimisten hin bewirkte die Veröffentlichung der Briefe an die Familie (1905) und besonders an die Freunde (1910).

In den ersten drei Jahrzehnten der Rezeption, die hier untersucht werden, war Fontane noch nicht volkstümlich, sondern hatte nur eine kleine, aber treue „Gemeinde“ von Lesern (S. 44, 86), deren Alterszusammensetzung sich mit der Zeit verschob, so daß nach dem Ersten Weltkrieg weniger die jüngere, vielmehr vor allem die ältere Generation Fontane las (S. 86 f.). Ja, ein Vertreter der jüngeren Generation, Kurt Tucholsky, hielt sogar 1919 Fontanes Romane für „leicht angestaubt“ und glaubte feststellen zu dürfen: „Der Romanschreiber Fontane verschwindet mit seiner Zeit“ (S. 66).

In der Nazizeit hat sich an dem Fontane-Bild, das zwischen 1900 und 1933 entwickelt worden war, nichts geändert, u. a. deshalb nicht, weil „eine differenzierte Diskussion des Fontane-Bildes“ aus politischen Gründen nicht möglich war (S. 79). Überhaupt findet man aus den Jahren 1933 bis 1939 über Fontane „auffallend wenige Äußerungen in der Presse“ (S. 53), während in den Kriegsjahren Fontanes Werk zu propagandistischen Zwecken mißbraucht wurde (S. 76–79).

Die Hauptvoraussetzung dafür, daß Fontane nach 1945 neu und anders gesehen werden konnte, waren die Veränderungen, die sich als Ergebnisse des Zweiten Weltkrieges vollzogen haben (eine Tatsache, die – wie uns scheint – U. Tontsch nicht genug hervorhebt). Ferner haben die Veröffentlichung neuer Fontane-Texte und die nach und nach erreichte allgemeine Zugänglichkeit *fast aller* Werke Fontanes in umfangreichen Ausgaben viel dazu beigetragen, daß eine entscheidende Wende in der Rezeption Fontanes eintrat. Rundfunk, Film und Fernsehen haben den Dichter seitdem einem ungeahnt breiten Publikum nahegebracht. Fontane ist, so kann man sagen, nach 1945 erst recht eigentlich entdeckt worden, und diese Entdeckung förderte einen solchen Reichtum zutage und stellte der Beschäftigung mit Fontane so viele neue Aufgaben, daß

von einer „Fontane-Renaissance“ gesprochen wurde (S. 112). All das verhalf wiederum zumal den Romanen Fontanes zu enorm hohen Auflagen. Die Zeit der kleinen Fontane-„Gemeinde“ ist vorbei.

Wir sind der Meinung, daß die neue, nach 1945 einsetzende Periode in der Aufnahme und Würdigung Fontanes, die Fontane-Renaissance und die Bewertung des Dichters als „Klassiker“ allein von den Pressestimmen her nicht adäquat zu erfassen sind. Dazu wäre auch die nun mächtig anwachsende wissenschaftliche Literatur über Fontane heranzuziehen, da z. B., wie U. Tontsch schreibt, das Fontane-Bild der DDR „von der Monographie Reuters wesentlich beeinflusst“ ist (S. 111). Weil aber die Verfasserin keinen Forschungsbericht vorlegen will, kommt das, was sie an Belegen über die Fontane-Rezeption nach dem Zweiten Weltkrieg beibringt und verarbeitet, über Hinweise und Andeutungen nicht hinaus. Es kann daher auch der prinzipielle Unterschied zwischen der Fontane-Rezeption in der DDR und der in der BRD nicht ausreichend erläutert werden, obgleich sich U. Tontsch bemüht, die Bedeutung des kulturellen Erbes in unserer Kulturpolitik zu verstehen (S. 110 ff.). Allerdings hat die Verfasserin absichtlich „das Fontane-Bild der DDR [...] nur kurz umrissen“ (S. 2).

Soweit sich also über das Fontane-Bild in der BRD, auf das allein wir hier näher eingehen, aufgrund der Presseartikel etwas Zuverlässiges aussagen läßt, sind folgende Tendenzen erkennbar: Als Konstante in der Rezeption Fontanes ist die Hochschätzung seiner humanen Persönlichkeit, seiner lebenswürdigen Heiterkeit und seiner Weisheit zu betrachten (S. 113, 116 f.). Darüber hinaus ist in dieser Rezeptionsperiode erstmals der ältere und der alte Fontane als Demokrat und Gesellschaftskritiker anerkannt und zunehmend gewürdigt worden, und zwar seit der epochemachenden Veröffentlichung der Briefe Fontanes an Georg Friedlaender durch Kurt Schreinert (1954) (vgl. S. 91 f.). Zwar hat das noch nicht dazu geführt, daß man die falsche Formel von „heiteren Darüberstehen“ fallenließ, aber sie wurde in ein „Über-den-Dingen-Stehen“ modifiziert (S. 108), und Fontane wurde allmählich als Realist und als entschiedener Kritiker der Gesellschaft seiner Zeit begriffen (S. 105–109).

Ob nun dieses Fontane-Bild in der BRD dominiert oder nicht, es muß sich jedenfalls gegenüber Auffassungsweisen behaupten, die noch aus der Fontane-Rezeption vor 1933 stammen und nicht überwunden sind. Sie knüpfen an die Widersprüche in Fontanes literarischen Aussagen und an sein Sowohl-als-auch an und interpretieren beides im Sinne eines bürgerlichen Individualismus und Pluralismus (S. 114). Auch ist die Neigung, sich von Fontane in eine angeblich wohlgeordnete und festgefügte Welt der Vergangenheit, in das „versunkene, idyllische Berlin“ zurückführen zu lassen, nach wie vor spürbar (S. 115). Während also der Gesellschaftskritiker Fontane durchaus zu Worte kommt, bleibt Fontane andererseits für manche Leser in der BRD noch immer Idylliker.

Trotz dieser Einschränkungen des neuen, progressiven Gehalts des Fontane-Bildes in der BRD wird Fontane doch als einer der wenigen „echten Romanciers“ der deutschen Literatur (S. 91) als „bedeutendster

deutscher Romancier und Gesellschaftskritiker seiner Zeit“ (S. 109) bewertet. Und als solcher erlangt er den Rang eines Klassikers. Während Fontane vor 1945 bestenfalls im engeren regionalen Rahmen als klassisch empfunden und in diesem bescheidenen Sinne als „märkischer Klassiker“ (S. 54) bezeichnet wurde oder einfach als „Klassiker des deutschen Romans“ galt (S. 84), ist es nun der Romancier *und* der Gesellschaftskritiker, der zu den Klassikern nicht nur der deutschen Literatur, sondern zu den „Klassikern der Weltliteratur“ (S. 106) gerechnet wird.

Im ganzen läßt U. Tontschs Abriß erkennen, daß die kritische Aneignung des echten und eigentlichen Anliegens Fontanes und seiner Kunst lange Zeit durch die gesellschaftlichen Verhältnisse und die mit ihnen gegebenen Erkenntnisstrahlen, durch die entwicklungsbedingten Widersprüche in Fontanes Schaffen selbst und schließlich durch die (erst nach 1945 überwundene) Rückständigkeit der Fontane-Philologie erschwert und verzögert wurde (und z. T. noch heute erschwert wird). Es ist das große Verdienst der Verfasserin, dies für die Periode bis 1933 gründlich und für die Zeit seit 1945 in Ansätzen nachgewiesen zu haben.

— Dr. Joachim Krueger, Berlin —

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs *

Aus der Dauerleihgabe der Universitäts-Bibliothek der Humboldt-Universität Berlin

Fontane, Theodor: Eigenh. Briefe m. U. an

Meritz Lazarus (1824–1903)

v. 17. 11. 1879. 4 S.

v. 29. 11. 1879. 3 S.

Robert Lienau

v. 20. 1. 1880. 1 S.

v. 24. 7. 1898. 2 S.

Franz Lipperheide (1838–1906)

v. 16. 2. 1874. 1 S.

v. 19. 2. 1871. 1 S.

v. 19. 12. 1881. 2 S.

v. 21. 12. 1881. 2 S.

v. 11. 2. 1882. 2 S.

v. 21. 1. 1883. 2 S.

Alfred Meißner (1822–1885) v. 19. 2. 1871. 1 S.

Heinrich Proehle (1822–1895)

v. 15. 12. 1860. 4 S.

* Wir danken der Universitäts-Bibliothek der Humboldt-Universität, Berlin, für die erneute Dauerleihgabe.

- v. 28. 4. 1861. 3 S.
 v. 14. 6. 1861. 3 S.
 v. 9. 8. 1861. 4 S.
 v. 24. 1. 1863. 4 S.
 v. 5. 2. 1863. 2 S.
 v. 26. 9. 1865. 2 S.
 v. 15. 11. 1865. 2 S.
 v. 27. 10. 1867. 2 S.
 v. 26. 9. 1879. 1 S.
- Anna Richter (Ehefrau des Jenaer Gymnasialdirektors Gustav Richter)
 v. 7. 11. 1893. 4 S.
- Paul Schlenther (1854–1916) v. 7. 3. 1890. 2 S.
- Schmidt-Neuhaus (Premierleutnant) v. 16. 4. 1893. 4 S.
- Georg Stilke (1840–1900) v. 30. 9. 1881. 4 S.
- Titus Ullrich (1813–1891) v. 22. 9. 1862. 1 S.
- Otto Weinhändler
 v. 2. 1. 1894. 1 S.
 17. 9. 1898. 2 S.
- Richard Werner (1834–1913) v. 8. 2. 1896. 4 S.
- Karl Windel (1840–1890) v. 14. 4. 1882. 2 S.
- Eugen Zabel (geb. 1851)
 v. 29. 8. 1889. 2 S.
 v. 4. 10. 1889. 1 S.
 v. 1. 1. 1890. 2 S.
 v. 1. 12. 1891. 1 S.
 v. 16. 4. 1896. 1 S.
- Karl Zöllner (1821–1897) v. 5. 6. 1894. 6 S.
- Theophil Zolling (1849–1901) v. 2. 12. 1881. 3 S.

Literatur (abgeschlossen am 30. März 1978) *

a) Primär-Literatur

- Fontane, Karl (geboren am 5. 7. 1837 als Sohn von Charles Fontane, des älteren Bruders von Fontanes Vater). *Schicksalswege*. Novelle. Berlin: Goldschmied [1882]. 111 S. 8^o (78/16)
- Fontane, Theodor [Werke, Ausz.] *Lerne denken mit dem Herzen*. Fontanes Selbstbildnis, Lebensweisheit, Weltbetrachtung. Aus den Gedichten, Erzählungen, Lebenserinnerungen und Briefen dargeboten v. Karl Christoffel (4. durchgesehene Aufl.) Heidelberg: Lambert Schneider (1977). 336 S. 8^o (52/17034)
- Fontane, Theodor: Briefe an Ludwig Pietsch. [Hrsg. v. Lieselotte E. Kurth-Voigt.] – Aus: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*. 21. Stuttgart: Kröner 1977, S. 31–87. 8^o (78/14)
- Fontane, Theodor: *Die Brücke am Tay* (28. Dez. 1879). – Aus: *Die Zeit*. Hamburg, 17. 2. 1978. (ZA 1978)
- Fontane, Theodor: *Berliner Ton*. – In: Knobloch, Heinz: *Der Berliner zweifelt immer*. Feuilletons von damals. (Berlin:) Buchverl. Der Morgen (1977), S. 172–179. 8^o (78/17)

* Wir danken allen Freunden, wissenschaftlichen Einrichtungen und Verlagen, die uns ältere Literatur und Neuerscheinungen einsandten.

Fontane, Theodor: Jenseit des Tweed. Bilder u. Briefe aus Schotland. (2. Aufl.) Berlin: Rütten & Loening (1977). 413 S. 8⁰ (74/70².)

b) Sekundärliteratur

Ardenne, Manfred von: Großmutter's tragische Liebe („Effi Briest“). — In: Ardenne, Manfred von: Ein glückliches Leben für Technik und Forschung. Autobiographie. (Frankfurt a. M.): Suhrkamp (1976), S. 112–113. 8⁰ (78/8)

Baer, Volker: Effi Briest als Oberin in Zehlendorf. Die Geschichte der Elisabeth von Ardenne, die Theodor Fontane als Anregung diente. — Aus: Der Tagesspiegel. Berlin (W), 29. 1. 1978. (ZA 1978)

Blum, Heiko R.: Musealer Bilderbogen. Heidi Genées Debütfilm „Grete Minde“ nach Theodor Fontane. — Aus: „Rheinische Post“. Düsseldorf Feuilleton v. 20. 8. 1977. (ZA 1977)

Brinkmann, Richard: Theodor Fontane. Über die Verbindlichkeit des Unverbindlichen. 2. Aufl. Tübingen: Niemeyer 1977. 211 S. 8⁰ (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte. Bd 19.) (67/7103².)

Ebell, Götz: Fontanes „Kloster Chorin“-Aufsatz (mit 1 Abb.) — In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. Bd 28. Berlin (W) 1977, S. 16–23. 8⁰ (78/24)

Eine Chronik bewegter Zeiten. Vor fünf Jahren wurde das Hugenotten-Museum in Berlin wiedereröffnet. — Aus: Thüringer Tageblatt. Weimar. 15. 2. 1978. (ZA 1978)

Erni, Christian: Theodor Fontane und die Schweiz. — Aus: Bündner Jahrbuch. NF Jg. 20. Chur 1978, S. 1–9. 4⁰ (ZA 1978)

Ester, Hans: Brigitte Neumeister-Taroni: Theodor Fontane. Poetisches Relativieren. Bonn: Bouvier 1978. — Carin Liesenhoff: Fontane und das literarische Leben seiner Zeit. Bonn: Bouvier 1976. — In: Deutsche Bücher. Referateorgan deutschsprachiger Neuerscheinungen. Jg. 7, H. 4. Amsterdam 1977. (78/20) (Rez.)

Eyssen, Jürgen: Einblicke ins tägliche Übungsfeld. Th. Fontane in seinen Briefen. — 1. Band (Hanser-Verl.). — Aus: Hannoversche Allgemeine Zeitung. 11./12. 6. 1977 (ZA 1977)

Fontane-Archiv pflegt den Nachlaß des Romanciers.

Aus: Berliner Zeitung, 16. 3. 1978

Leipziger Volkszeitung, 16. 3. 1978

Märkische Volksstimme, Potsdam. 16. 3. 1978

Märkische Union, Potsdam. 17. 3. 1978

Neues Deutschland, Berliner Ausg. 22. 3. 1978

Fontane-Verfilmung uraufgeführt. Heidi Genées „Grete Minde“ war deutscher Berlinale-Beitr. — Aus: Bremer Nachrichten. 30. 6. 1977. (ZA 1977)

Fricke, Hermann: Peter Fontane (1757–1826). — In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. Bd 28. Berlin (W) 1977, S. 119–128. 8⁰ (78/24)

Gollnitz, Renate: Aktivitäten des Fontane-Archivs (Ferienheim „Fontane“ in Buckow/Märk. Schweiz. — Heimatstube Geltow-Baumgartenbrück. — „Fontane-Klausen“ Petzow.) — In: Das Stichwort. Nachrichten aus der Deutschen Staatsbibliothek. Jg. 22, H. 1. Berlin

8. 3. 1978. (ZA 1978) (s. auch Mitteilungen aus dem wiss. Bibliothekswesen der DDR. Jg. 15, H. 12. Berlin 1977.)
- Grieser, Dietmar: Effi Briest hat gelebt. — In: Börsenblatt für den deutsche Buchhandel. Frankfurter Ausg. Jg. 33. Nr 97 vom 6. 12. 1977, S. 7–8 u. Nr 98 vom 9. 12. 1977, S. 12–16. 4⁰ (ZA 1977)
- Hart, Maarten: Effi Briest: een portret met een jeugdige glans. — Aus: Cultureel Supplement NRC Handelsblad (Amsterdam) 6. 1. 1978. (ZA 1978)
- Kurth-Voigt, Lieselotte, s. Fontane, Theodor: Briefe an Ludwig Pietsch. Stuttgart 1977. (78⁰¹⁴)
- Nuis, Aad: Boeken: Fontane. Portret van de Pruisische provincie („Effi Briest“). — Aus: Haages Post. (Amsterdam) 25. 2. 1978. (ZA 1978)
- Schobeß, Joachim: Fontane-Blätter. Bd 4, H. 2, 1977 (H. 26 der Gesamtreihe). — Aus: Mitteilungen aus dem wiss. Bibliothekswesen der DDR. Jg. 15. (Berlin) 1977, H. 10/11. (ZA 1977)
- Unvergessene Tage. Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ als Taschenbuch. — Aus: Nordsee-Zeitung. 10. 9. 1977. (ZA 1977)
- „Wie er ganz zuletzt war.“ Fontane-Matinee von Gert Westphal im Corso-Theater. — Aus: Neue Zürcher Zeitung. 23. 11. 1977. (ZA 1977)

Weitere Literaturverreibungen

- Springer, Robert: Berlin. Die deutsche Kaiserstadt nebst Potsdam und Charlottenburg mit ihren schönsten Bauwerken u. hervorragendsten Monumenten. Nachdruck der Originalausg. Darmstadt 1878. Berlin: Haude & Spener (1977). 247 S. 8⁰ (78/26)
- Stammliste aller Regimenter und Corps der kgl. preußischen Armee für das Jahr 1806. Mit e. illuminierten Titeltupfer. Berlin: Himbürg 1804. 324 S. 8⁰ (S. 214–216: Regiment Gensd'armes (s. Fontane: „Schach v. Wuthenow“) u. S. 271–274: Corps Towarcys (s. Fontane: „General v. Günther“, in: „Grafschaft Ruppin“). (78/2)

Mitteilungen

Entwicklung und Aufgabenstellung des Kamenzer Lessingmuseums — die traditionelle Lessingpflege in Kamenz

Die Geschichte des Lessingmuseums geht zurück bis in das Jahr 1929, als anlässlich des 200. Geburtstages des großen deutschen Humanisten und Aufklärers Gotthold Ephraim Lessing in seiner Geburtsstadt Kamenz symbolisch der Grundstein für das Lessinghaus gelegt wurde, in welchem dem berühmten Sohn der Stadt eine würdige Gedenkstätte eingerichtet werden sollte. Nach einem Entwurf der Architekten Gebr. Kießling aus Kötzschenbroda bei Dresden wurde der Bau dann in den Jahren 1929 und 1930 ausgeführt, wobei die Baukosten von etwa 150 000 RM größtenteils aus freiwilligen Geld- und Sachleistungen der Kamenzer Bürger gedeckt

werden konnten. Am 1. Juni 1931 fand die feierliche Einweihung des Lessinghauses statt, bei der in der 1. Etage eine öffentliche Leihbücherei und im Erdgeschoß das erste Lessingmuseum in Kamenz eröffnet wurden.

Diese erste Ausstellung in einem großen überwiegend schwarz gehaltenen Raum mit einer Vielzahl von Vitrinen bot eine ungemein fleißige Zusammenstellung von Büchern von und über Lessing und vor allem von Familienbildern des gesamten Geschlechtes Lessing – war also mehr eine Familiengedenkstätte mit heimatkundlichem Charakter, in der die Persönlichkeit und das Werk des Dichters so gering zum Ausdruck kamen und deren Bedeutung so örtlich begrenzt und unscheinbar war, daß dieses Lessingmuseum in der Zeit des Hitlerfaschismus im Gegensatz zum Berliner Lessingmuseum nicht einmal von den Nazis geschlossen wurde. Die Lessingpflege in Kamenz kam in den Jahren 1936 bis 1945 allerdings völlig zum Erliegen, denn Lessings Werke – vor allem „Nathan der Weise“ – waren verpönt oder wurden im Sinne des faschistischen Regimes verfälscht.

Erst nach 1945 mit der Wiederaufnahme des progressiven kulturellen Erbes erfuhr auch die Lessingrezeption eine entscheidende Wiederbelebung, sowohl auf den Theatern und in den Lehrplänen der Schulen, aber auch speziell und besonders ausgeprägt in der Geburtsstadt des Dichters. Hier wurde als erster und entscheidender Schritt in den Jahren 1951 bis 1953 ein völlig neues, nach den Erkenntnissen der marxistisch-leninistischen Literaturtheorie aufgebautes Lessingmuseum eingerichtet. Erstmals wurde versucht, den Dichter in seiner Zeit darzustellen und Leben, Werk und Bedeutung mit zeitgenössischen Bildern und Dokumenten lebendig zu machen. Die damals angewandte Grundkonzeption ausgehend von den gesellschaftlichen Verhältnissen der Zeit, zunächst Alt-Kamenz und Lessings familiäre Herkunft sowie die weiteren Lebensstadien des Dichters: Schulzeit in Meißen, Studienzeit in Leipzig, erste schriftstellerische Erfolge in Berlin, die Zeit als Gouvernementssekretär in Breslau, die Arbeit als Dramaturg und Theaterkritiker in Hamburg und die letzte Schaffensperiode in Braunschweig/Wolfenbüttel chronologisch darzustellen, ist ungeachtet der später notwendig gewordenen Veränderungen und Ergänzungen bis heute beibehalten worden. Allerdings hat sich ein in den 50er Jahren bereits zu spürender Mangel, nämlich das Fehlen originaler Sachzeugen, auch bis in die gegenwärtige Zeit nicht beseitigen lassen, wobei man inzwischen Mittel und Wege gefunden hat, dem Besucher trotzdem neben der sachlichen wissenschaftlichen Information ein emotionales Museumserlebnis zu vermitteln.

Das Lessingmuseum von 1954 hatte aber von Anfang an, trotz des grundsätzlich unumstrittenen revolutionären Fortschritts, noch einige andere inhaltliche wie formell-gestalterische Mängel, die im Laufe der nachfolgenden Jahre immer offensichtlicher wurden. Z. B. hatten wissenschaftliche Akrebie, gepaart mit der Absicht, Dokumente und Materialien möglichst lückenlos darzubieten, zu einem wissenschaftlich-fachlichen Überangebot von Textmaterial geführt, das verbunden mit einer ungünstigen Verwendung veralteter Vitrinen für den Durchschnittsbesucher zur Unüberschaubarkeit und Überforderung führte. Deshalb wurde der aus Altersgründen bedingte Wechsel in der Leitung des Museums im Jahre 1968 mit der Erarbeitung einer neuen Konzeption verbunden, die, unter Verwendung der vorhandenen Räume und Materialien, eine

moderne, wissenschaftlich exakte museale Lösung anstrebte. Beibehalten wurde die Darstellung Lessings und seiner markantesten Werke auf dem Hintergrund der Zeitverhältnisse in chronologischer Reihenfolge. Neue Lösungswege wurden in einer von grafischen Elementen beherrschten einheitlichen Gestaltung gesucht, die von dem Grundsatz ausging, das Dichterwort, das nur durch das Lesen des ganzen Textes offenkundig werden konnte, durch ein Zusammendrängen und damit Hervorheben des Wesentlichen anschaulich zu machen. Durch diese neue emotional-synoptische Darstellungsmethode, die durch Parallel-Nebeneinander- und Übereinander-Ordnen selbständiger, leicht erfassbarer oder bereits bekannter, bildlicher Einzelinhalte den Gesamtinhalt durch Zusammensicht klärt, gelang es, die erläuternden Texte auf ein Minimum zu beschränken und eine helle, freundliche, leicht überschaubare, aber doch eindrucksvolle Ausstellung, kurz: ein „attraktives Schau-Museum“ zu schaffen. Diese Darstellungsmethode war einerseits wegen der fehlenden Originaldokumente die vorteilhafteste und kam andererseits den Bedürfnissen und Interessen des ständig wachsenden Besucherstromes, vor allem dem Hauptbenutzer dieses Literaturmuseums, dem Schüler, in entscheidendem Maße entgegen.

In den Jahren nach 1975 bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt wurde nun, nach einem abermaligen Wechsel in der Leitung des Museums, in verstärktem Maße versucht, den bisher fehlenden emotionalen Effekt und historisches Kolorit in die mehr als nüchternen Ausstellungsräume zu bringen. So vermitteln jetzt Gebrauchsgegenstände und Möbel aus dem 18. Jahrhundert dem Besucher einen anschaulichen Eindruck über die Zeit, in der der Dichter gelebt hat. Dieser Eindruck wird durch eine Vielzahl historischer Bücher und Großfotos noch verstärkt. Durch den gezielten Einsatz von Tonbandaufnahmen, auf denen Schauspieler anakreontische Verse von Lessing vortragen oder aus der Nathan-Inszenierung des Deutschen Theaters Berlin ein Ausschnitt zu hören ist, kommt der Dichter gewissermaßen selbst zu Wort. In der ebenfalls neu geschaffenen Theaterabteilung, die besonders Lessings Verdienste um die Entwicklung des Theaters im 18. Jahrhundert würdigen soll, sind neben verschiedenen historischen Theatermodellen auch Szenefotos und Kostüme aus Lessing-Inszenierungen der DDR-Theater zu sehen.

Die Emotionalität und Historizität des Gesamteindrucks der neuen Ausstellung wird noch wesentlich verstärkt durch eine völlig veränderte Lichtgestaltung in den Museumsräumen. Durch verschiedene technische Erneuerungen im Foyer, dem Einbau einer DIA-Ton-Anlage und nicht zuletzt einer Vergrößerung der Zahl der Fachkader ist eine individuell noch umfassendere Besucherbetreuung möglich geworden, wobei nach wie vor die Gestaltung von Unterrichtsgesprächen mit den Schülern der 5. bis 10. Klassen im Museum zu den Hauptaufgaben zählt. Einen bedeutenden literaturpropagandistischen Beitrag leistet das Kollektiv des Lessingmuseums alljährlich als Hauptverantwortlicher bei der Gestaltung und Durchführung der Lessingtage, sowie mit Wanderausstellungen in verschiedenen Orten der Republik, mit Vorträgen und Wettbewerben und zahlreichen unterschiedlichen Formen der Zusammenarbeit mit Pädagogischen Kreiskabinetten, Hochschulen, Theatern und interessierten Einzelbesuchern.

So kann man zusammenfassend sagen, daß diese hier geschilderten Umgestaltungsmaßnahmen, Veränderungen und Ergänzungen in den Aus-

stellungsräumen des Kamener Lessingmuseums in den vergangenen Jahren stets eine Folge der gesellschaftlichen und kulturellen Bedürfnisse und des gewachsenen Bildungsniveaus der Museumsbesucher waren und gleichzeitig eine zielgerichtete Vorbereitung auf das große Lessing-Jubiläum 1979 darstellen. In diesem Sinne gilt es nun konsequent weiterzuarbeiten und viele Aufgaben werden auf diesem Wege noch zu bewältigen sein, damit der 250. Geburtstag des großen Humanisten und Aufklärers G. E. Lessing in seiner Geburtsstadt Kamenz auch durch das Lessingmuseum würdig mitgestaltet werden kann und für alle Lessingfreunde zu einem unvergeßlichen Erlebnis wird.

— Sylvia Petschke —

[Der Beitrag über das „Lessing-Museum“ in Kamenz erscheint aus Anlaß des 250. Geburtstages von Gotthold Ephraim Lessing am 22. Januar 1979. Vielseitig waren die Beziehungen Theodor Fontanes zum Werk Lessings. In seiner Bibliothek befanden sich nachweisbar „Lessings Gesammelte Werke“, Band 1–10. Leipzig: Göschen 1841. In Fontanes Notizbüchern finden wir umfangreiche unveröffentlichte Aufzeichnungen über Lessings „Nathan der Weise“. — Die Redaktion]

Das Hauptmann-Archiv Radebeul

wurde am 6. Juni 1949 durch den Rat der Stadt Radebeul und die Ortsgruppe des Kulturbundes der Öffentlichkeit übergeben. Anlaß zur Gründung bot die echte Hauptmann-Tradition der Stadt. In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verlebten Gerhart und Carl Hauptmann auf Hohenhaus, dem landschaftlich sehr schön gelegenen Löbnitz-Sommersitz des Berliner Großkaufmanns Thienemann, glücklichste Jugendtage. Die Erinnerungen an diese Zeit kehren vor allem im Schaffen Gerhart Hauptmanns bis in die Werke der letzten Lebensjahre oft wieder. Sie finden deutlich Ausdruck in einem Brief von ihm, den er am 6. Januar 1943, also als Achtzigjähriger, an den Besitzer von Hohenhaus richtete. Er schrieb: „....Ich kenne kein zweites Haus in der Welt, das für mich eine so blühende Seele hat...“.

Grundstock für die Arbeit des Archives bildeten die Hauptmann-Sammlungen zweier Dresdener. Sie wurden von ihnen während der Gründungsveranstaltung auf Hohenhaus übergeben. In zielbewußter Freizeit-Arbeit neben der beruflichen Tätigkeit des Archivleiters ist der Bestand ständig erweitert worden. Beziehungen zu Hauptmann-Forschern des In- und Auslandes ergaben sich sehr bald. Sie führten zur beträchtlichen Erweiterung des Bestandes und zu intensivem Gedankenaustausch. Auch aus den Kreisen der Bevölkerung ist viel Hilfe geboten worden. Vorträge des Archivleiters — im Laufe der Jahre mehr als 170 an der Zahl — gaben hierzu viel Anregung. Wertvolle Stücke fanden sich ein. So kam nach einer solchen Veranstaltung einer der seltensten Gerhart-Hauptmann-Frühdrucke, der 1881 nur für die Familie heausgegebene „Liebesfrühling“, in den Besitz des Archives. Dieses kleine Festspiel ist für das Archiv deshalb von besonderer Bedeutung, weil es am 24. September 1881 von Angehörigen der Familien Hauptmann und Thienemann in der Halle von Hohenhaus aufgeführt wurde. Eine zweite Aufführung

erfolgte aus Anlaß der Archivgründung in der Halle am gleichen Platz durch junge Schauspieler.

Nach der Sicherung eines festen Haushaltsbetrages für das Archiv durch die Stadt Radebeul konnten durch zahlreiche Ankäufe wesentliche Ergänzungen des Bestandes erfolgen. Gute Unterstützung hierbei boten die Antiquariate unserer Republik. Angebahnte Beziehungen zu den Familien Gerhart und Carl Hauptmanns ergaben ebenso erfreuliche Bereicherungen wie die Verbindung zu Menschen, welche beiden Dichtern nahestanden. Auch durch die Bearbeitung literarischer und kunsthistorischer Nachlässe, die der Archivleiter in und außerhalb Dresdens übernahm, konnte er nicht nur dem Bestand zahlreiche Stücke zuführen, sondern anderen öffentlichen Sammlungen Werke überlassen, die allenthalben willkommen waren. Auch solche Bemühungen ergaben mehrfach Einmaligkeiten. Es gelang unter anderem das einzig vorhandene Typoskript von Hauptmanns „Klage um Dresden“ vom 29. März 1945, von ihm handschriftlich signiert, für das Archiv zu sichern. Aus der Reihe der weiteren Zugänge seien nur einige der bedeutendsten erwähnt. Es erhielt das Archiv als Schenkung aus Wien 22 Erstausgaben von Werken Carl Hauptmanns, von denen die meisten mit handschriftlichen Widmungen von ihm versehen sind. Ferner kamen mit 177 (235 Blatt) meist handgeschriebene Briefe Carl Hauptmanns, Typoskripte seiner Werke, Sekundärliteratur und andere Stücke. — In Berlin West übernahm der Archivleiter aus Privathand als Schenkung das letzte noch vorhandene Exemplar der Totenmaske Carl Hauptmanns. — Aus dem Nachlaß von Professor Johannes M. Avenarius, Berlin, konnten insgesamt 274 Positionen, vorwiegend Typoskripte, künstlerische Arbeiten, Briefe Gerhart Hauptmanns und seiner Gattin und andere Hauptmanniana als Anerkennung für die laufende Betreuung des Archives von Prof. Avenarius dem Bestand des Archives zugeführt werden. — Graphische Arbeiten zum Werk Gerhart Hauptmanns in Entwürfen, Skizzen und im Endzustand wurden aus dem Nachlaß des Dresdener Malers Otto Schubert erworben. —

So entwickelte sich der Bestand des Archives im Laufe der fast drei Jahrzehnte des Bestehens zu einer Spezialsammlung bedeutenden Umfangs und Gehaltes. Mit ihrer Hilfe konnte Schülern, Studenten, Doktoranden, Wissenschaftlern und anderen Interessenten vielseitig zum Teil umfangreiche Hilfe für Hauptmann-Arbeiten geboten werden. Für zwei Veröffentlichungen über Gerhart Hauptmann erfolgte unmittelbar Mitarbeit und Zuarbeit. Für das Institut für Weltliteratur, Abteilung Literarisches Erbe, Moskau, sind zum Teil sehr umfangreiche Arbeiten geleistet worden. In Beiträgen für Zeitungen und Zeitschriften wurde vom Archivleiter mehrfach auf die Arbeit des Archives hingewiesen. Steigende Besucherzahlen im Archiv deuten auf das zunehmende Interesse an seiner Wirksamkeit. Sehr anerkennende Äußerungen in- und ausländischer Besucher unterstreichen die Bedeutung seines Bestehens und seiner Leistungen. Die Arbeit des Archivleiters wird ehrenamtlich geleistet. Abschließend sei dankbar vermerkt, daß der Rat des Bezirkes Dresden laufend eine Aufwandsentschädigung gewährt und auch die Stadt Radebeul es an erfreuenden Zeichen der Anerkennung nie fehlen läßt. (Siehe Gotthard Erler: „Fontane und Hauptmann“. — In: Fontane-Blätter. Bd 2. 1972, S. 393–402. Die Redaktion.)

— Alexander Münch —

Die Gräber von Gorm Grymme und Thyra Danebod

Wie aus Kopenhagen gemeldet wird, ist das Rätsel um die seit 1820 vergeblich gesuchten Gräber des letzten heidnischen Wikinger-Königspaares Gorm und Tyre aus dem 9. Jahrhundert scheinbar gelöst. Der Mitarbeiter des dänischen Nationalmuseums Knud Krogh, der zwei Jahre lang auf Jütland Ausgrabungen in der Kirche von Jelling vorgenommen hat, entdeckte kürzlich Skelettreste von zwei Personen verschiedenen Geschlechts, einen kunstvollen Silberschmuck sowie Reste von Goldfäden aus der einstigen Bekleidung der Beigesetzten. Das alles deutet darauf hin, daß dort Personen der königlichen Familie bestattet wurden. Der Überlieferung nach hatte Harald Blauzahn für seine Eltern Gorm und Tyre um 980 zwei Runensteine in Jelling errichten lassen, die zu den wertvollsten Quellen dänischer Geschichte zählen. — Lange Zeit hatten Wissenschaftler in zwei großen Jellinger Hügeln die Gräber von Gorm und Tyre vermutet. Die Öffnung einer Grabkammer im Jahre 1820 förderte jedoch nur einige silberne Schmuckgegenstände zutage. Bisher hatte man daher angenommen, daß Grabräuber die Kammer geplündert hatten. Nach den jüngsten Funden gelangten die Archäologen nun zu der Auffassung, daß die Toten auf Wunsch von Blauzahn später noch einmal umgebettet wurden und ein christliches Begräbnis erhielten, wonach über der Grabstätte eine Kirche errichtet wurde. (ND. 18./19. 3. 1978, siehe ferner: Theodor Fontane: „Gorm Grymme“.)

Fontanedenkmal in Potsdam

Im Bereich der Neugestaltung der Potsdamer Wilhelm-Külz-Straße entsteht in der Nähe des früheren Neustädter Tores ein etwa 3,20 m hohes Fontanedenkmal (mit Sockel 6,50 m). Ausführender Künstler ist der akademische Bildhauer Dietrich Rohde, Blankenfelde, Schüler von Professor Dr. hc. Richard Scheibe. Das Fontane-Archiv unterstützte den Künstler mit Bildmaterial und Facsimiles aus seinem Bestand.

Interesse für E. T. A. Hoffmann in der Sowjetunion

1976 war für die sowjetischen Germanisten ein „Hoffmannjahr“. Der 200. Geburtstag des deutschen romantischen Dichters E. T. A. Hoffmann wurde in der Sowjetunion angemessen gewürdigt. In verschiedenen Städten fanden wissenschaftliche Symposien statt, die dem Leben und dem Schaffen des Dichters gewidmet waren, Ausstellungen zeigten Illustrationen zu Büchern E. T. A. Hoffmanns, und in zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften erschienen Gedenkartikel. (Aus: Sowjetunion heute, Jg. 22, H. 5 v. 1. 3. 1977. Hrsg.: Presseabteilung der Botschaft der UdSSR, Bonn.)

Gesamtausgabe Tolstois in 22 Bänden

Moskau (ADN-Korr.). Eine 22bändige Gesamtausgabe der Werke Tolstois bereitet der Moskauer Verlag „Künstlerische Literatur“ zum bevorstehenden 150. Geburtstag des russischen Schriftstellers vor. Weiterhin werden in der Sowjetunion Tolstoi-Werkausgaben, darunter auch Neuübersetzungen, in über zehn Sprachen nationaler Völkerschaften des Landes erscheinen. Die Werke Tolstois wurden in 98 Sprachen übersetzt. (Siehe E. M. Volkov: „Theodor Fontane und Lev Tolstoj“. — In: Fontane-Blätter, H. 26. 1977.)

Klosterkirche in Neuruppin restauriert

Zu den letzten und schönsten Bauwerken der Backsteingotik in der ehemaligen Mark Brandenburg zählt die Klosterkirche von Neuruppin. Diese Kirche wurde um 1300 gebaut und gehörte zum Dominikanerkloster. Witterungseinflüsse hatten das Gemäuer und das Dach beschädigt. Die Restaurierung in den letzten Jahren schloß jedoch auch das Innere der Kirche mit ein. Durch die Abtrennung eines Teiles des Kircheninnern wurde ein heizbarer Raum geschaffen. (Siehe Theodor Fontane: „Grafschaft Ruppin.“ Abschnitt „Neu-Ruppin. Ein Gang durch die Stadt. Die Klosterkirche.“)

Literarisch-musikalischer Fontaneabend am 20. September 1978

Anlässlich der Wiederkehr des 80. Todestages Theodor Fontanes findet in der Wissenschaftlichen Allgemeinbibliothek, Potsdam, Heinrich-Rau-Allee 47 (Straßenbahnhaltestelle „Platz der Einheit“), ab 19.30 Uhr eine Gedenkfeier statt. Die Feierstunde steht unter dem Leitwort: „Sein Leben lag aufgeschlagen da, nichts verbarg sich, weil sich nichts zu verbergen brauchte“ (aus ‚Der Stechlin‘, Kap. 43). Theodor Fontane und Zeitgenossen berichten.“ Die Potsdamer und Berliner Fontanefreunde werden eingeladen. Berliner Fontanefreunde werden gebeten, wegen der Kartenbestellung (1,10 Mark) den Bibliotheks-Service unter Potsdam 32 92 96 anzurufen. Veranstalter des Abends sind die Potsdamer Kulturinstitute: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, Wissenschaftliche Allgemeinbibliothek, * Bezirksmusikschule, Hans-Otto-Theater.

Vorankündigung

Anfang 1979 liefern wir das Sonderheft 5 aus. Es enthält „Sechzig unveröffentlichte und unbekannte Gedichte, Toaste und Verse von 1838 bis 1896“ von Theodor Fontane aus den Beständen des Fontane-Archivs, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Joachim Schobeß. Die Einleitung schrieb Dr. sc. Joachim Biener. — Wir teilen in diesem Zusammenhange mit, daß Dr. Joachim Krueger für den Aufbau-Verlag eine umfassende zweibändige Gedichtausgabe vorbereitet, die voraussichtlich 1980 erscheinen wird.

Großnichte Theodor Fontanes beging 104. Geburtstag

Wir wir nachträglich erfahren, beging Frau Ida Weißhun, geborene Fontane, am 29. November 1977 in Wilhelmshaven ihren 104. Geburtstag. Frau Ida Weißhun erblickte 1873 in Wilhelmshaven als Tochter des 1842 geborenen Marine-Ingenieurs August Fontane das Licht der Welt. August Fontane war ein Sohn von Theodor Fontanes Onkel Carl. Laut Aufzeichnungen im Fontane-Archiv besuchte Theodor Fontane seinen Vetter August Ende Juli 1882 in Wilhelmshaven auf der Fahrt nach Norderney. August Fontane wurde später nach Kiel versetzt, und hier heiratete seine Tochter Ida 1897 den Fregatten-Kapitän (Ing.) Weißhun. Wir wünschen Frau Ida Weißhun noch viele schöne Jahre im Kreise ihrer Familie.

FONTANE-BLÄTTER: Die Fontane-Blätter finden gegenwärtig Interessenten in 25 Staaten. Leser aus der DDR bestellen die Fontane-Blätter beim Fontane-Archiv (das Heft kostet 2,- M plus Porto, das Sonderheft 2,50 M plus Porto. Die Preise gelten in der DDR). — Interessenten, die außerhalb der DDR ihren Wohnsitz haben, bestellen die Fontane-Blätter auf Fortsetzung, ggf. unter Nachlieferung der noch vorhandenen Hefte, über ihren Buchhändler beim Buch-Export, (DDR 701) Leipzig, Leninstraße 16. Einzelhefte können nicht abgegeben werden. Lieferbar sind gegenwärtig die Hefte 10 bis 28 und die Sonderhefte 2 bis 4.

HERAUSGEBER: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 15) Potsdam, Dortustraße 30/34. Postfach 59. Telefon 47 51, App. 133 (Leiter), 120 (Sekretariat). Chefredakteur: Joachim Schobeß, Leiter des Fontane-Archivs. Satz und Druck: VEB Druckerei Babelsberg. Genehmigt unter Lizenz 1634 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik.
f/16/10-305

REDAKTION: Dr. sc. Joachim Biener, Paul Conrad, Nationalpreisträger Gotthard Erler, Dr. Joachim Göbel, Dr. Joachim Krueger, Bibliotheksrat Joachim Schobeß, Dr. Christa Schultze, Dr. Hans-Erich Teitge, Dr. Peter Wruck.

LITERATUR-AUSKÜNFTE: Wissenschaftlich Arbeitende und Freunde des Werkes Fontanes, die Literatursauskünfte wünschen, wenden sich direkt an das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 15) Potsdam, Postfach 59.

BITTE: Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Dissertationen und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv einzusenden. Diese Bitte bezieht sich nicht nur auf selbständige Veröffentlichungen (Verlagsproduktionen), sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel (unter Angabe der Zeitung, des Erscheinungsortes und des Datums). Das Fontane-Archiv ist fernerhin für laufende Hinweise dankbar.

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs der Deutschen Staatsbibliothek gestattet.

er-
ter
eft
die
ter
te,
in-
nd

io-
51,
eß,
rg.
des

ger
ks-
ge,

de
ich
ek,

ich
er-
e-
ge
n-
ei-
für

e-

